# Germanien

## Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

## 1935

Verlag von K. F. Koehler in Leipzig

Zeitschrift der
Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte E. V., Detmold
Verantwortlicher Schriftleiter: Studienrat O. Suffert, Detmold

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1935 by K. F. Koehler, GmbH., Verlag in Leipzig. Printed in Germany
Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig

# Inhaltsverzeichnis

(Die mit einem Stern [*] versehenen Arbeiten sind bebildert)

## Aufsätze

Seite

*Ausweitung des Deutschen Geschichtsbildes, Die. Die Rede Alfred Rosenbergs auf der 2. Tagung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Bremen ..... 321
*Becker, Albert: Von Wodan u. St. Michael zu Dagobert, d. Schutzgeist des Pfälzer Bauerntums 97
Berliner Aussprache, Die ..... 1
*Blenk, Marie: Verwandte des Männchens von Ochsen ..... 359
*Büch: Der Geck ..... 229
*Burkhardt, Heinrich: Der Götterhain zu Emetzheim bei Weißenburg i. Bay. ..... 241
*Döringsfeld, Die Eiche in ..... 303
*Dom zu Bardowiek, Der ..... 340
Fehrle, Eugen: Tempelloser Gottesdienst ..... 239
*Franssen, Arendt: Grundsätzliches zur Frage der Externsteine ..... 4, 65
*Gabert, R.: Das Pyrmonter Quell-Heiligtum ..... 208
*Gebauer, E.: Felsenbilder am Bürgstein in Böhmen ..... 173
*Gollob, Hedwig: Über das Wesen der künstlerischen Darstellungsform in der germanischen Malerei der Vorkarolingerzeit und ihre weltanschauliche Bedeutung ..... 225, 272
Günther, Hans F. K.: Die Auflösung d. germ. Rassenpflege durch d. mittelalterliche Christentum 33
*Güterbock, Gotthilde: Der Steinberg bei Broitzem ..... 270
Hahne, Hans: Das vorgeschichtliche Europa ..... 356
*Harder, Hermann: Queste und Keltenkreuz ..... 136
*Hennig, R.: Germaniens Anteil am vorgeschichtlichen Handel ..... 169
*Hogrebe, F.: Otto Sigfrid Reuters Werk „Germanische Himmelskunde" ..... 162
*Hopmann, F.: Ortungsuntersuchungen ..... 198
Hundt, R.: Zwei mitteldeutsche Höhlen erzählen ..... 181
*Ibbeken, H.: Die Kirche in Blexen (Oldbg.) ..... 234
Jugend und Vorgeschichte ..... 146
*Karstens, Heinrich: Der „Klusfelsen" bei Goslar ..... 330
König: Kleiner Beitrag zur Geschichte der Urteile und Vorurteile ..... 48
*Kühn, Lenore: Sinnzeichen in Apulien ..... 308
Kummer, Bernhard: Die Wikinger: Raubtiere oder Helden? ..... 263
*Kunze, W.: Von Steinkreuzen in Feld und Wald ..... 291
*Laur, Gisela von: Tuscania ..... 42
*Müller, Rolf: Betrachtungen über die Ortung im Gelände ..... 327
Neuner, Georg: Seltene Bräuche aus der germanischen Zeit in Franken ..... 299
*Pinter, Hans: Der heilige Hain von Keßlingen ..... 20
Plaßmann, J. O.: Kaiser Karl und unser völkisches Bewußtsein ..... 106
Platz, Fr.: Wilhelm Teudt zur Vollendung des 75. Lebensjahres ..... 353
*Pohle, Walter: Der Püsterich von Sondershausen ..... 140
Prietze, H. A.: Das Hauptstammesheiligtum der Cherusker ..... 129
*Propping, Walter: Das „Dag"-Zeichen am niedersächsischen Bauernhaus ..... 143
Reinerth, Ausgrabungen im Gutshof Oesterholz und in Langelau ..... 287
*Runge, Ella: Steinkreuze bei Nordhausen ..... 364
S.: Heilige Bäume im deutsch-nordischen, vornehmlich niedersächsischen Bauernhause ..... 304
*Saeftel, Friedrich: Herd- u. Hochsäulen i. altnord. Haus als Träger alt. germ. Glaubensvorstell. 82, 112
*Schmidt, Kurt: Der Kandelaber bei Altenbergen ..... 304
*Schröder, Albert: Schmiedeeiserne Beschläge auf Kirchentüren in Mitteldeutschland ..... 366

Seite

Sprater, Fr.: Gipfelheiligtümer in der Pfalz ... 269
Suffert, O.: Unheilvolle Suggestionen ... 49
Teudt, Wilhelm: Bericht über den Stand des Detmolder germanenkundlichen Werkes und der zu begründenden Pflegstätte, im Brachet (Juni) 1935 ... 257
— Der Burghof in Oesterholz ... 369
— Die deutsche Wissenschaft und ihre völkische Aufgabe ... 193
— Götter der Germanen? ... 289
— Zur Grabung in Oesterholz (August 1935) ... 319
*Vorchristliche Sinnbilder an und in Kirchen ... 81
Weber, Edmund: War der Zootzen das Semnonenheiligtum? ... 17
*Werner, Fritz: Heiligtum oder Fluchtburg? ... 203
Zur Ortungsfrage ... 243


## Rufer im Streit

(Seite: 120, 245, 282)


Blick, Der alte falsche ... 283
Faulhaber, Noch einmal Herr Kardinal ... 121
Immer noch die alte Brille ... 245
Magyarisierung der Zips ... 121
Mehr Würde! ... 245
S.: Die Urbibel der Ariogermanen ... 120
Schwerer Kampf des Deutschtums in C.S.R. ... 245
Vorgeschichte oder Urgeschichte ... 121
Was der christliche Religionslehrer wissen muß ... 245
*Werner, Fritz: Heimatschutz ... 282


## Die Fundgrube

(Seite: 22, 88, 122, 183, 212, 248, 315, 341)


*Abdruck eines Gewebes aus der Eisenzeit ... 88
Bodenforschung und Wünschelrute ... 249
*Buschan, G.: Das Ochsener Männchen ... 212
Erfreuliche Ausnahme ... 183
G.: Über die Ortung der „Visbeker Braut" ... 315
Germanen und Slaven in Ostdeutschland ... 315
Gotenburgen in Bulgarien? ... 315
Hundt, Rudolf: Vom Alter des deutschen Getreidebaus und der Viehzucht ... 248
— Der Urmensch sammelte Versteinerungen ... 342
Irminsul, Erinnerung an die Zerstörung der ... 342
Lienau, M. M.: Berichtigung betreffend „Noch einmal der Zootzen" ... 249
Ortungsfragen in Südamerika ... 122
Pudelko, A.: Beitrag zur „Queste" ... 122
Reste alter Götterverehrung auf dem Kottmar und dem Sonneberg (Oberlausitz) ... 341
Rosenfelder, Karl: Isländische Sprachpflege ... 89
Sauerländer, W.: Eine Erinnerung an den Ebergott im Ravensberger Lande ... 341
Schmidt, Kurt: Das Hakenkreuz als Steinmetzzeichen ... 184
Steinmetzzeichen, Haus- und Hofmarken und Verwandtes ... 22
— in Hirschfelde ... 316
Strantz, Kurt v.: Magyarische Geschichtsklitterung ... 23
Vandalen-Märchen, Ein Italiener gegen das ... 22
Weber, Edmund: Neues zum Helianddichter ... 90
— Ein angeblicher Runenfund ... 316
Wehrhan, K.: Germanische Burganlagen als Verlobungsplätze ... 212
*Werner, Fritz: Das Hufeisen als Heilszeichen ... 184




## Aus der Landschaft

(Seite: 24, 56, 148, 185, 213, 246, 312, 343)


Seite

Barsberg, Der, ein unbekannter Ringwall der Eifel ... 213
*Büch, E.: Der „Geck" ... 185
Falk: Näpfchensteine an kirchlichen Backsteinbauten ... 314
Goldene Hirsch, Der ... 343
Internationale Automobil- und Motorrad-Ausstellung (Jama) und germanische Frühzeit ... 149
*Karstens, Heinr.: Zeichen an der „Walkmühle" in Goslar ... 148
*Kuhfahl: Sächsische Grabplatten aus dem Mittelalter ... 312
*Leo, Justus: Steinbilder im Kloster Memleben ... 58
*Meier-Böke: Sinnbildliches aus dem Sünteltal ... 246
*Müller-Bremen: Radkreuze aus Reinhausen ... 314
*v. Oeynhausen: Steinmetzzeichen ... 25
*Paschke, Paul: Das „Götzenbild" in Woltersdorf ... 56
*„Pilz", Der, oder der „geharnischte Kopf" ... 25
rhdt.: Clisterübergang aus frühgeschichtlicher Zeit ... 313
Scheuner: Hinkelstein (bei Arnsheim) und Petersberg ... 344
Weber, Edmund: Noch einmal der Zootzen ... 149
Wehrhahn, K.: Alte Überlieferungen von den Externsteinen ... 24
Werner, Fritz: Hufeisen als Heilszeichen ... 247
Wolfstein bei Arzen, Der ... 344


## Schätze der Scholle

(Seite: 150)


Müller-Brauel, Funde und Ausgrabungen in Nordwestdeutschland ... 150


## Vorzeit im Brauchtum

(Seite: 281, 375)


*Geck in Lettland, Der ... 282
Reinsch, Hans H.: Herbstfeuer und Laternenumgang ... 281
*Schultz: Der Siebenstern in Bevensen ... 375
*Suffert: Die Volkskunde als Hilfsmittel zur Deutung der schwedischen Felsbilder ... 377
Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch ... 375


## Die Bücherwaage

(Seite: 26, 59, 90, 123, 153, 186, 214, 249, 284, 316, 345, 378)


Almgren, Oskar: Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden ... 26
Beyer, Paul Gerhardt: Eddalieder — Eddasprüche ... 90
Chonton, Werner: Heinrich der Löwe ... 378
Deubel, Werner: Schiller's Kampf um die Tragödie ... 155
Eichenauer, Richard: Die Rasse als Lebensgesetz in Geschichte und Gesittung ... 59
Ekkehardus I. Sangallensis: Waltharî (Waltharius) ... 91
Euing, Ludwig: Die Sage von Tanaquil ... 250
Fiesel, Ludolf: Ortsnamenforschung und frühmittelalterliche Siedlung in Niedersachsen ... 186
Fronemann, Wilhelm: Armin der Cherusker ... 91
Gautier, E. F.: Geiserich, König der Wandalen ... 188
Gellert, Wilhelm: Die Hermannsschlacht und das Hildesheimer Land ... 284
Günther, Hans F. K.: Frömmigkeit nordischer Artung ... 123
— Herkunft und Rassengeschichte der Germanen ... 154
Hahne, Hans: Das vorgeschichtliche Europa. Kulturen, Völker und Rassen ... 346
Hamkens, Freerk Haye: Hermann der Cherusker ... 124
Hart, F. Th.: Alfred Rosenberg, Der Mann und sein Werk ... 284
Hindringer, Rudolf: Weiheroß und Roßweihe ... 59
Höfler, Otto: Kultische Geheimbünde der Germanen ... 216
Hüttenhain, Helmut: Weking ... 187

Seite
Huyskens, Albert: Rheinische Familienkunde ... 380
Koch, Carl: Gestirnverehrung im alten Italien ... 250
Kutzleb, Hjalmar: Der erste Deutsche ... 187
Lienau, Otto: Die Bootsfunde von Danzig-Ohra aus der Wikingerzeit ... 250
Lücke, E., in Verbindung mit K. Rüsewald und W. Schäfer: Karten und Schrifttum zur geographischen Landeskunde von Westfalen ... 316
Neckel, Gustav: Die erste Entdeckung Amerikas im Jahre 1000 n. Chr. durch die Nordgermanen. 60
Neuhaus, August: Deutsche Jagd-Altertümer ... 316
Pferd des Priesters Hrafnkel, Das ... 317
Rheinisches Volkstum ... 155
Reuter, Otto Sigfrid: Germanische Himmelskunde ... 153
Schmidt, Ludwig: Die germanischen Reiche der Völkerwanderung ... 27
Schmidt, R. R.: Der Geist der Vorzeit ... 379
Schoener, A. Clemens: Germanen und andere früheuropäische Namen nordischer Stämme ... 380
Schuchhardt, Carl: Vorgeschichte von Deutschland ... 345
Schulz, Walter: Die Germanen ein Bauernvolk ... 59
Sommer, Robert: Die Nibelungenwege ... 124
Strasser, Karl Theodor: Der Unsterblichkeitsglaube der Germanen ... 249
Thule. Ausgewählte Sagas von altgermanischen Bauern und Helden ... 60
Voegelin, Erich: Die Rassenidee in der Geistesgeschichte von Ray bis Carus ... 317
Vogelsang, Erich: Umbruch des deutschen Glaubens von Ragnarök zu Christus ... 124
Werner, Manfred: Natur und Sünde ... 251
Wirth, Hermann: Die Heilige Urschrift der Menschheit. 12. Lieferung ... 214
Wolfram, Richard: Schwerttanz und Männerbund ... 92
Zabel, Ursula: Norden in Not ... 251
Zender, Matthias: Volkssagen der Westeifel ... 379
Zschaetzsch, Karl Georg: Atlantis, die Urheimat der Arier ... 186
— Uralte Sippen- und Familiennamen ... 187

## Zeitschriftenschau

(Hauptteil bearbeitet von Hertha Schemmel) (Seite: 28, 61, 92, 125, 156, 188, 217, 252, 285, 347, 380)

## Vereinsnachrichten

(Seite: 31, 63, 94, 126, 159, 190, 218, 254, 286, 318, 351, 383)

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte: Hauptstelle Detmold 218, 224
Ortsgruppen:
Berlin ... 31, 95, 190, 351
Bielefeld ... 255
Dortmund ... 351, 383
Düsseldorf ... 383
Essen ... 223, 255, 286, 383
Frankfurt a. M. ... 126, 160, 190
Gelsenkirchen ... 255, 383
Hagen ... 32, 95, 126, 190, 223, 255, 383
Kassel ... 63, 160, 255
Osnabrück ... 64, 95, 191, 254, 318
Wilhelmshaven ... 127
Wichtige Mitteilungen:
Anschluß an den „Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte" ... 161
Klarstellung, Eine bemerkenswerte ... 94
Kossinnas Lehrstuhl neu besetzt ... 64
Pflegstätte für Germanenkunde ... 192, 352, 383
Rademacher, Karl, ein Vorkämpfer für deutsche Vorgeschichte ... 127
Schulungslager des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht ... 318



Germanien
Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens
1935 Januar / Hartung Heft 1

# Die Berliner Aussprache

Am 3. Dezember abends sprach in der Technischen Hochschule in Berlin Wilhelm Teudt über die Bedeutung der Externsteine. Anschließend gab Prof. Dr. Andree-Münster als Grabungsleiter einen Bericht über die diesjährigen Untersuchungsarbeiten an den Externsteinen.

Am folgenden Vormittag fand im Sitzungssaal der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft eine Besprechung statt zwischen den Vertretern der Vorgeschichtswissenschaft und den Freunden germanischer Vorgeschichte, dem sogenannten Teudt-Kreis.

Professor Reinerth als Einberufer stellte zur Aussprache:

1. Die Methodik Teudts;
2. die Frage der Externsteine;
3. den Jahrgang 1934 der Zeitschrift „Germanien" im Hinblick auf seine wissenschaftlichen und methodischen Veröffentlichungen.

Zu seiner Arbeitsweise hatte Teudt sich am Vorabend schon in der Einleitung seines Vortrages wie folgt geäußert:

Das bekannte Wort von einer voraussetzungslosen, d. h. vorurteilsfreien Wissenschaft ist durchaus berechtigt. Gerade auf dem Gebiete der Vorgeschichte ist seit der Bekehrungszeit ein mißgünstiges Vorurteil maßgebend gewesen, so daß man dem Germanen abstritt, was bei den gleichzeitig lebenden Mittelmeervölkern ohne weiteres anerkannt wurde. Auch die Romantiker — besser „Germantiker" — haben daran nichts ändern können. Das war erst möglich durch die Spatenwissenschaft, durch die Deutsche Vorgeschichte, die durch die Bodenfunde bewies, daß im Norden eine eigene Kultur bestanden hat, die nicht aus dem Süden bezogen wurde, sondern im Gegenteil befruchtend und bestimmend auf die Südvölker gewirkt hat.

Zu fordern ist für unsere Vorgeschichte, daß sie sich der gleichen Erkenntnismittel bedient, die auch die allgemeine Geschichtswissenschaft anwendet, daß also nicht in zeitlicher

Reihenfolge urkundlicher Stoff aneinandergefügt wird, sondern, daß Urteil und Bild entsteht unter Heranziehung allgemeiner Erfahrungen des Lebens, der Zusammenschau verschiedenen Wissens und der gleichen Logik, auf der jede Beurteilung menschlichen Tuns beruht. So muß z. B. für viele Kunstwerke der Vorzeit ein zeichnerischer Entwurf angenommen werden, auch wenn uns solche Entwürfe oder Geräte zu ihrer Herstellung nicht überliefert wurden. Vor allem muß aber beachtet werden, daß die im Vergleich zu den klassischen Ländern erschreckende Fundarmut der germanischen Landschaft auf dem Gegensatz zwischen der nordischen Holzkultur und den steinernen Kulturen des Mittelmeergebietes beruht. Das vergängliche Holz ist nach wenigen Jahrhunderten verschwunden, so daß wir nur karge, durch Zufall erhaltene Reste finden konnten. Aber allein das Vorhandensein der germanischen Worte „Buchstabe" und „Buch" sollte ein Fingerzeig sein für alle, die den Gedanken von den primitiven Germanen nicht los werden können. Berücksichtigt werden muß auch der Kulturbruch der Bekehrungszeit, von dem die südländischen Kulturen weit weniger betroffen worden sind.

Ohne daß sich ein Widerspruch gegen die von Teudt dargelegten grundsätzlichen Gedanken zeigte, ging die Besprechung sofort zu Punkt 2 über, bei dem nicht nur die Externsteine, sondern auch die Heiligtümer in der Osterholzer Senne und die sogenannte Ortung behandelt wurden. Die zur Himmelskunde sich entspinnende Aussprache wurde im wesentlichen von den beiden Astronomen Univ.-Prof. Hopmann-Leipzig und Dr. Müller-Potsdam geführt. Das von ihnen Gesagte läßt sich etwa folgendermaßen umreißen:

Einwandfrei sind vom astronomischen Standpunkt aus alle drei Thesen Teudts: Externsteine, Osterholzer Senne, Ortung zu bejahen.

Bezüglich des Alters der Externstein-Anlagen wurde durch die Grabungen des Jahres, die im Sommer 1935 fortgesetzt werden sollen, Teudts Annahme von der vorgeschichtlichen Seite her bestätigt. Die astronomische Rechnung beweist mit ebenso großer Genauigkeit Teudts These von der Ausrichtung der Externstein-Anlagen auf die nördlichsten Sonnen- und Mondörter. Die Abweichung des Mondortes von dem wirklichen Aufgangspunkt beträgt z. B. nur 4 Bogen-Minuten. Beide Orte sind zudem für die Kalenderberechnung notwendig. Auf eine Zwischenfrage Prof. Reinerths bejahte Prof. Hopmann die Möglichkeit von Tageskalendern für die damalige Zeit.

Im Zusammenhang mit diesen Fragen wird auch auf die Sonnenausrichtung der vielumstrittenen Anlagen von Stonehenge und Odry hingewiesen, während beide Astronomen sich darüber einig sind, daß der Bützower Steintanz als Zufallserscheinung aufzufassen ist.

Der „Sternhof", Haus Gierke, in der Osterholzer Senne ist von Prof. Hopmann in diesem Jahre neu vermessen worden. Die Ausrichtung der Hofgrenzen, bezeichnet durch 3—4 Meter breite Wälle, die auf bestimmte mythologisch bedeutsame Sterne hinweisen, ist von Hopmann entgegen seiner früheren Auffassung bestätigt worden. Er fand zudem eine weitere 7. Linie zu dem „Quellenhügel". Außerdem wurde der Hügel an der Südwestecke des Hofes als eine Beobachtungsstelle erkannt, von der aus weitere klare Linien festgelegt werden könnten. Damit sind auf Gierke-Osterholz 11 Ortungslinien erwiesen. Abgesehen von dem mathematischen Beweis über den Aufriß, der bei 11 Gegebenheiten zwangsläufig diese Figur verlangt, muß auch die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die sich auf viele Tausende belaufen würde, jeden Zufall ausschalten. Denn alle diese Linien, bzw. die von ihm festgelegten Stern-Auf- und -Untergänge sind für die alte Kalendereinteilung richtig gewesen. Sie markieren heute noch im Volksbrauch bedeutsame alte Feste.

Die gleiche Erscheinung ergab sich bei der Ortung in Ostfriesland. Auch dort sind mit ungewöhnlicher Genauigkeit Linien im Gelände festgelegt, die Gestirn-Aufgänge an alten, bedeutsamen Festtagen bezeichnen. Bei dieser Gelegenheit warnten beide Astronomen



ihrerseits vor den gerade auf diesem Gebiet vorhandenen zahlreichen Phantastereien und andererseits vor der restlosen Ablehnung dieser Erzeugnisse, da auf diesem unerforschten Gebiet natürlich die größten Überraschungen zu erwarten sind.

Gleicherweise sind sich beide Herren darüber einig, daß bei diesen astronomisch festgelegten Erscheinungen der Vorgeschichtler das letzte Wort haben müsse. Beide Herren erklärten, daß sie jede ihrer Berechnungen zurücknehmen würden, wenn die Spatenforschung keine oder entgegenstehende Ergebnisse zeitigen wird. Ausdrücklich verwiesen sie auf die Externstein-Grabung, bei der theoretischer Beweis und Grabungsergebnis übereinstimmen.

Bei der Aussprache über die Externsteine wurde zunächst bedauert, daß auch dieses Mal die für die Datierung entscheidenden Scherben nicht zur Stelle waren. — Professor Andree wies auf die Beweiskraft der Abraumschicht u n t e r allen Kulturschichten hin und erklärte, daß das umstrittene Runenzeichen in dem großen Externstein als unbedingt alte, vielleicht sogar älteste Arbeit überhaupt anzusehen ist. Die Behauptung, daß die auf Felsen II aufgefundenen Keillöcher Verankerungen für ein dort angebracht gewesenes Kreuz waren, weist er nachdrücklich zurück und führt für die Erklärung die abgesprengten Flächen am Felsen I an, bei denen noch die gleichen Keillöcher zu sehen sind.

Eingehend wurde dann die Frage erörtert, ob der „Stuhl" auf dem Kreuzabnahmebild am großen Externstein als Irminsul zu deuten sei oder nicht.

Bemerkenswert waren in dieser Aussprache die Darlegungen Dr. Plaßmanns, der an Hand der Texte die Behauptung widerlegte, daß im Jahre 531 bei Burgscheidungen eine Irminsul gesetzt sei. Auch die Erläuterung Rudolphs von Fulda, daß die Irminsul gleichsam die Welt trage, ist eine Verlegenheitsdeutung des unverständlich gewordenen Wortes Irminsul.

Dr. Jörg Lechler, Schriftleiter des „Mannus", zog ausgehend von seinen Arbeiten über das Hakenkreuz die Irminsul-ähnlichen Zeichen auf steinzeitlichen Gefäßen (Trommel von Hörnsommern) heran. Seiner Auffassung nach ist das christliche Sinnbild des Ankers aus diesen alten Sinnbildern zu erklären. Er tritt der mehrfach geäußerten Auffassung entgegen, als wäre die Irminsul als Lebensbaum und verwandte Sinnbilder erst in der Spätzeit entstanden.

In der weiteren Besprechung wurde auch der Einwand widerlegt, es sei nach der Bekehrung und der Entstehungszeit des Kreuzabnahmebildes zu viel Zeit vergangen, als daß der Bildhauer sich noch an das Heidenzeichen der Irminsul hätte erinnern können. Dem steht die Nachricht Heinrichs von Herford gegenüber, daß 1114 die Sachsen den letzten Rückfall in den alten Glauben gehabt haben, so daß damit auch die Neuweihe der Externstein-Kapelle im Jahre 1115 hinreichend begründet ist.

Die Aussprache hatte um 10 Uhr begonnen und wurde gegen 2 Uhr geschlossen, da um 2 Uhr die Vorlesung Prof. Reinerths begann. Deshalb konnte der vorgesehene dritte Punkt der Aussprache über die Zeitschrift „Germanien" nicht mehr durchgeführt werden.

In ihren Schlußworten stellten W. Teudt und Prof. Reinerth fest, daß es erfreulicherweise gegenseitig zu einer Annäherung und Anerkenntnis gekommen sei, daß also die gefährliche Kluft zwischen Vorgeschichtsforschern von Beruf und Neigung überbrückt ist.

---

**Kummervoll keuchen Knechte durchs Leben,**
**Speise und Trank ist ihr Trost:**
**Nach Wissen dürstet des Waltenden Seele,**
**Nach Weisheit hungert den Herrn.**

**Leopold Weber, Die Götter der Edda**

---

# Grundsätzliches zur Frage der Externsteine (4. Teil)

## Das Felsengrab

Von Arendt Franssen

(Mit 11 Abbildungen)

Das Felsengrab oder der Sargstein — unter beiden Namen finden wir den ziemlich regelmäßig viereckig gemeißelten großen Block mit der Halbkreisnische und der Eintiefung einer menschlichen Gestalt, am nordöstlichen Fuße des ersten Felsens im Schrifttum genannt — ist eins der vielen geheimnisvollen Rätsel an den Externsteinen, die sich so hartnäckig jeder Lösung zu entziehen suchen. Ehe jedoch an eine Deutung dieses seltsamen, wie ein Grab anmutenden Gebildes überhaupt herangegangen werden kann, ist die Altersbestimmung unerläßlich; denn auch hier ist die Frage: germanisch-heidnisch oder christlich bei der Deutung ausschlaggebend.

Um die Altersbestimmung des Felsengrabes verständlich gestalten zu können, ist es zuvor erforderlich, eine Beschreibung und Ergänzung der Felspartie zu geben, aus der es herausgemeißelt ist. Der Sargstein zeigt sich als freistehender Steinwürfel von etwa 3,50 m : 4,25 m im Geviert und, heute nach der Freilegung, von einer durchschnittlichen Höhe von rund 5 m. Nach der Entfernung des ihn bisher umgebenden Erdreiches, welches sich zum Teil als künstlich aufgeschüttet erwies, ist es offensichtlich, daß der jetzige Zustand und die heutige Form niemals die ursprüngliche und zweckerfüllende gewesen sein kann; denn es fehlen hier wichtige, früher vorhanden gewesene Bestandteile.

Der Felsteil, aus dem der Sargstein gestaltet worden ist, ist dem Felsen 1 (Bildfelsen) nach Nordosten als frei und anstehender, ehemals bedeutend größerer und höherer Felsen (1b) vorgelagert (siehe Grundrißzeichnung Abb. 1 Nr. 7). Der ganze ehemalige Felsen 1b war durch einen tiefen schmalen Spalt vom Hauptfelsen 1 getrennt, der noch heute als kleiner Rest hinter dem Felsengrabblock zu sehen ist (Abb. 2 und Grundriß). In diesem Felsen 1b haben wir den Gesteinsteil der Externsteine vor uns, der das größte, bisher vollständig unbekannte Zerstörungswerk über sich ergehen lassen mußte. Der Felsen hat einstmals eine wesentlich andere Form gehabt, als sie sich heute nach der Ausgrabung bietet. Es fehlen neun Zehntel des gesamten Felsenkopfes. Daß die gewaltigen fehlenden Felsteile künstlich weggebrochen sind, bekunden die großen scharfkantigen Bruchflächen mit den allenthalben darauf befindlichen Meißelhieben und Keilsetzungen.

Die gesamte, nun freiliegende Oberfläche des Felsens 1b läßt scharf drei Arten verschiedener Beschaffenheit erkennen:

1. Die nur stellenweise erhaltene alte verwitterte Oberfläche,
2. die weiten Bruchflächen des weggebrochenen Gesteins,
3. die durch menschliche Bearbeitung gestalteten Flächen.

Die nur an wenigen Stellen erhaltene alte Oberfläche — es sind einige Randteile und die Kopffläche des Felsengrabblockes — gaben für die gedankliche Ergänzung wichtige Anhaltspunkte.

Die Bruchflächen des weggebrochenen Gesteins lassen auf die Größe des Zerstörungswerkes schließen (Abb. 1). Bei den unter 3 angeführten Bearbeitungsflächen — sie finden sich nur am Felsengrabblock — müssen wir zwei Arten unterscheiden, und zwar nach der Technik, in der sie gearbeitet sind: Flächen, die mit dem Spitzeisen geschlagen (Abb. 4), und Flächen, die mit dem Breiteisen gearbeitet sind (Abb. 5). Die mit dem Spitzeisen gearbeiteten Teile sind die erhaltenen Flächen der ursprünglichen Form der ganzen Anlage. In dieser Technik ist die ganze



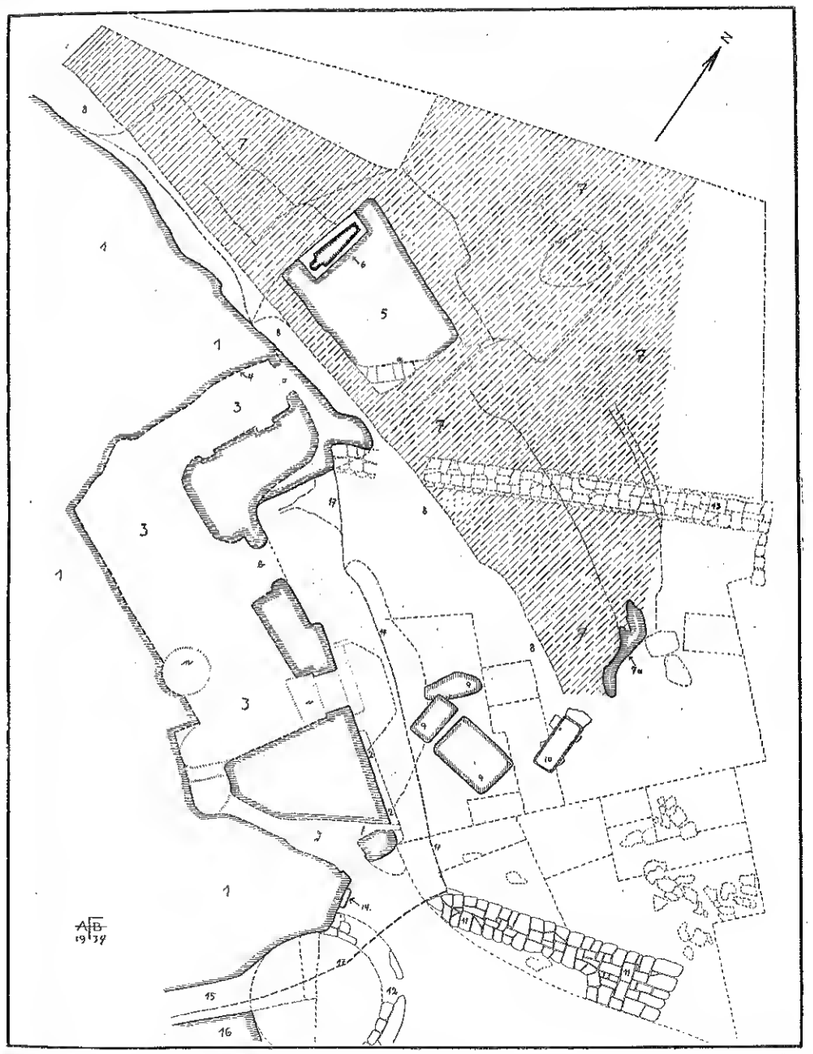
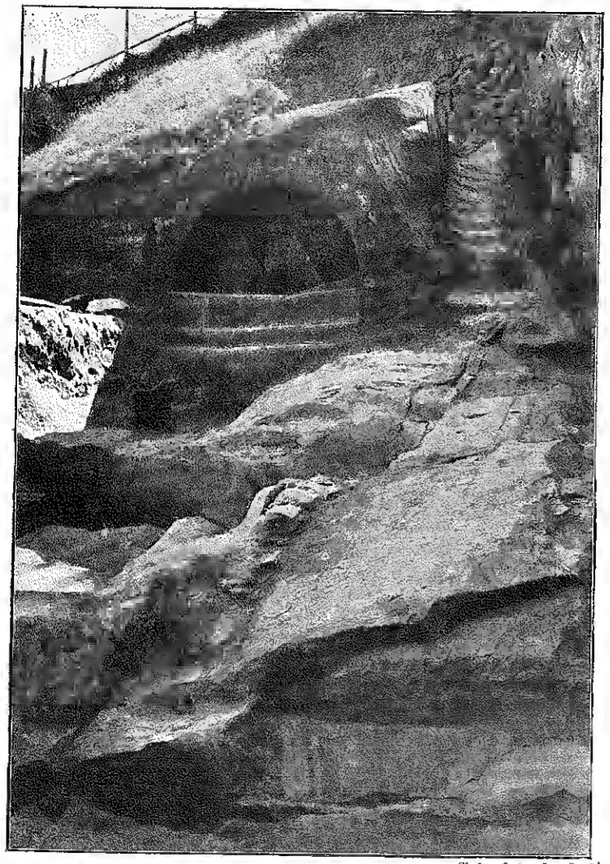



Abb. 1. Plan und Grundrißzeichnung des Geländes um den Felsensargblock vor dem großen Kultraum und der Kreuzabnahme. Bedeutung der Zahlen: 1 Felsen 1 (Bildfelsen). 2 Kreuzabnahme. 3 Großer Kultraum a) Kleines Fenster. b) Großes Rundbogenfenster. c) Höhleneingang. d) Eingang am Petrus. e) eingemeißelte Bodenvertiefung. f) Kleines Fenster (Kreuzabnahme). 4 Platz der sogen. großen „Rune". 5 Felsengrabblock. a) Reste der Treppen. 6 Rundbogennische mit der Einmeißelung der menschlichen Gestalt. 7 Gebiet der großen Bruch- und Zerstörungsflächen des Vorfelsens 1b. 7a Rest der alten Oberfläche des Vorfelsens 1b. 8 Trennungsspalt zwischen Felsen 1 und 1b. 9 Germanischer Steintisch. 10 Baumsarg. 11 Trockenmauer (vermutlich frühgeschichtlich). 12 Reste des Festungsturmes. 13 Reste der Festungsmauer (12 und 13 vgl. mit Abb. 9). 14 Petrusfigur. 15 Petrusgang (dieser Felsspalt trennt Felsen 1 vom Zwischenfelsen 1a). 16 Zwischenfelsen 1a. 17 Vermutliche ehemalige Grenze des Felsens 1. — Die geschwungen verlaufenden gestrichelten Linien sind Gesteinskanten, die gerade verlaufenden Grabungskanten. Am unteren Bildrand der große Stein in der Turmmauer unter der Zahl 12 ist der Block von dem frühchristlichen Bildwerk, der in der Kreuzabnahme-Abhandlung besprochen ist.



Aufn. Haye Hantens

Abb. 2. Der Felsengrabblock von Nordwesten gesehen, mit der Rundbogennische. Vor dem Grabblock die weiten Bruch- und Zerstörungsflächen des weggebrochenen Gesteins. Auf diesem Felsboden vor, links und hinter dem Grabblock lagerten die Erdschichten, deren Fundausbeute bis ins 9. Jahrhundert zurückreichte.

Vorderseite mit der Halbkreisnische und der in den Boden eingemeißelten Vertiefung von menschlicher Gestalt (dem sogenannten Sarg) gearbeitet, sowie die Reste der kleinen Treppen an der rechten und hinteren Seite des Blockes, wenngleich die Spitzeisentechnik hier etwas gröber ist (Abbildung 6). Die Abbildung 4 zeigt die rechte untere Ecke der Grabnische mit der Spitzeisentechnik.

Die mit dem Breitmeißel geschlagenen glatten Wandungen sind ohne Ausnahme als Flächen anzusehen, durch deren Anlage früher Vorhandenes zerstört wurde. Es sind das die Rückwand sowie die kleine rechte und die große linke Seitenwand des Blockes, sowie eine kleinere Fläche an der Vorderseite unterhalb der Rundbogennische. Abb. 5 gibt einen Ausschnitt der linken Seitenwand mit der Breitmeißeltechnik. Ein Vergleich der Abb. 4 und 5 zeigt, wie grundverschieden die Oberflächengestaltung ist. Daß die großen mit dem Breitmeißel geschlagenen Flächen Zerstörungsarbeit oder -werk sind, daran ist kein Zweifel möglich, wird doch durch diese glatten Wände jede Benutzung, wie überhaupt ein Erreichen der kleinen Treppenreste an der hinteren rechten Ecke zur Unmöglichkeit gemacht. Beide kleinen Treppen münden heute im Leeren. Wie große Schwierigkeiten ein Betreten der Treppen macht, aber auch, wie zwecklos ihre jetzige Form ist, zeigt am besten die Abb. 7. Der Verfasser steht vor der linken großen Seitenwand. Oberhalb ist die jetzige Rückwand, durch deren Anlage die linke Treppe zerstört und für die Benutzung unbrauchbar gemacht wurde. Der auf Abb. 2 sichtbare schräge Aufstieg neben der rechten Zerstörungswand ist auch im jetzigen Zustande keine Treppe. Er ist immer wieder irrtümlich als eingemeißelte Treppe an-



gesprochen worden. In Wirklichkeit ist es aber der zerstörte Rest der alten rechten Treppe, von der nur noch eine Stufe, und zwar der vierte Absatz von unten, erhalten ist. Bis zu 1 m Tiefe ist hier das Felsgestein fortgemeißelt worden. Es ist fast eine Unmöglichkeit, diese schräge Fläche in ihrer heutigen Gestalt als Aufgang zu benutzen, ganz abgesehen davon, daß eine der angeblichen Stufen die nicht steigbare Schritthöhe von 56 cm hat. Die alte Treppe mündet auch hier 0,80 m höher im Freien. Sind die kleinen Treppen an der hinteren Ecke also in ihrem jetzigen Zustande zwecklos, so ist es auch die kleine Plattform, die sich dort befindet, wo beide Treppen zusammentreffen. Diesen kleinen Treppenabsatz von 55 cm Breite und 47 cm Länge als Predigerstand zu deuten, wie Professor Fuchs es tut, geht nicht an. Es ist, wie die späteren Ausführungen zeigen werden, ein kleiner Treppenabsatz, wie er angelegt werden muß, wo zwei Treppen zusammenlaufen, genau wie bei der großen sogenannten Kanzel am Fuße des Turmfelsens.

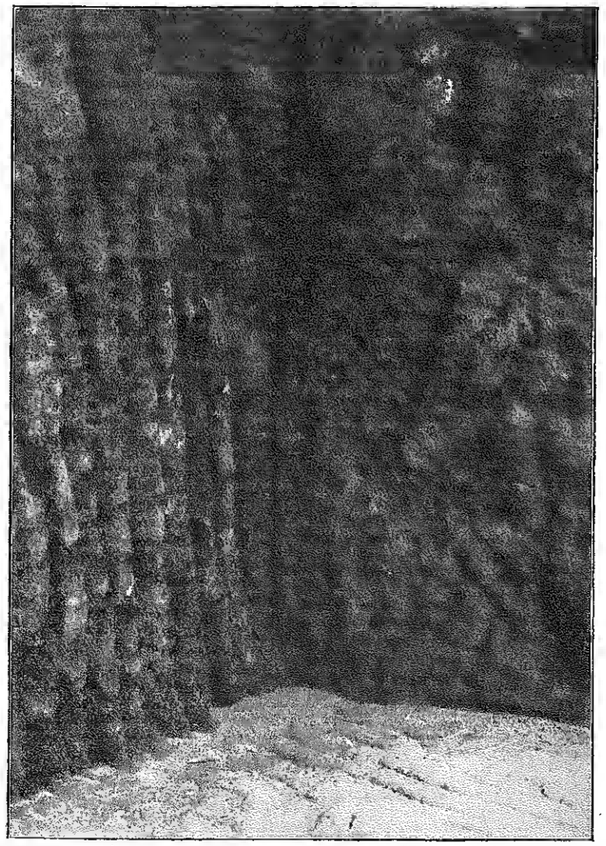
Können wir nun für die Altersbestimmung des Felsengrabes die an dem Felsblock vorhandenen eingetieften Zeichen heranziehen und verwenden? Es handelt sich um sieben, bald als „Kultzeichen", „Runen", bald als Steinmetzzeichen angesprochene Gebilde. Auf Abb. 8 sind alle Zeichen wiedergegeben. Um sie zur Altersbestimmung des Felsengrabes anwenden zu können, müssen wir sie zunächst nach den Flächen, auf denen sie sich befinden, und nach ihrem eigenen Alter trennen, in

1. solche, die auf der eigentlichen alten, nichtbearbeiteten Felsenoberfläche angebracht sind,
2. solche, die sich auf den in Spitzeisentechnik ausgeführten Flächen, also auf den Gestaltungsflächen der alten ursprünglichen Anlage befinden,
3. solche, die auf den Zerstörungsflächen angebracht sind.

Aufn. A. Franssen

Abb. 3. Blick in die Grabnische mit der Einmeißelung und Eintiefung in menschlicher Gestalt.

Auf der alten, nicht bearbeiteten Felsenoberfläche, der Kopf- oder Rückenfläche des Felsenblockes, befindet sich das größte Zeichen, Abb. 8a. Es ist in den Stein eingeritzt und geschabt, nicht eingemeißelt. Wir dürfen und können es aus diesem Grunde als Steinmetzzeichen nicht ansprechen, wie es Prof. Fuchs macht. Jeder Steinmetz, auch ein herumziehender, hätte sein Zeichen eingemeißelt, d. h. eingehauen (geschlagen); denn nur das ist handwerksgerecht, abgesehen davon, daß ein solches Zeichen auch schneller eingehauen als eingeschabt ist. Denn es ist nicht etwa nur oberflächlich eingeritzt, sondern sitzt tief im Stein. Hinzu kommt weiter, daß ein eingeritztes oder eingeschabtes Steinmetzzeichen für den Hersteller eine Schande war. So sind denn auch die wirklichen Steinmetzzeichen an den Externsteinen überall sauber eingehauen. Es ist auch weiter zu beachten, daß die Formen der Steinmetzzeichen immer der Meißelführung angepaßt sind. — Nach Art der einfachen Technik kann dieses Zeichen eins der ältesten sein, die sich an den Externsteinen überhaupt finden, zumal seinem Anbringungsort nach; befindet es sich doch auf der alten Felsoberfläche. Die Annahme, die Fuchs anführt, daß dieses Zeichen etwa in dem Zeitraum vom 14. bis 17. Jahrhundert entstanden sein kann, ist aber auch deshalb abzuweisen, weil der Felsenblock in diesen Jahrhunderten wohl immer mit Erde bedeckt war. Erst vor etwa vier Jahrzehnten ist er von der überlagernden Erde befreit worden. Die diesjährige Grabung ergab auch, daß die noch unberührte Erdüberlagerung der weiteren Oberfläche des Felsens 1b sehr alt war und z. T. bis ins 9. Jahrhundert angesetzt werden mußte. Wir dürfen also für die Erdschichten, die den Block bedeck-



Aufn. Haye Hamkens

Abb. 4. Die rechte hintere Rundbogennischenecke in der Spitzeisentechnik. Diese Technik ist bewußt auf Belebung der großen Flächen hin ausgeführt, regelrecht geschlagene Spitzeisenhiebe geben ein gänzlich anderes Bild. Die Schläge oder Hiebe sind sehr steil ausgeführt, d. h. das Eisen stand beim Schlag fast rechtwinklig zum Stein.



ten, getrost annehmen, daß sie schon im 14. Jahrhundert vorhanden waren. Alle Abbildungen aus älterer Zeit — leider stammt die früheste erst aus dem Jahre 1670 (?) — geben das Felsengrab nur mit der Halbkreisnische sichtbar wieder. Immer ist die Oberfläche des Blockes selbst mit einer dicken Erdschicht überdeckt dargestellt. Abb. 9 gibt eine Ansicht der Externsteine nach einem Kupferstich von C. von Lennep aus dem 17. Jahrhundert, mit der sogenannten Festung. Auch hier ist nur die Halbkreisnische mit dem Sarg zu sehen. Nach allem dürfen wir für das Zeichen ein hohes Alter annehmen und es dem vorchristlichen, germanischen Formelgut zusprechen. Wie es gedeutet werden muß, entzieht sich meiner Kenntnis.

Aufn. Haye Hamkens

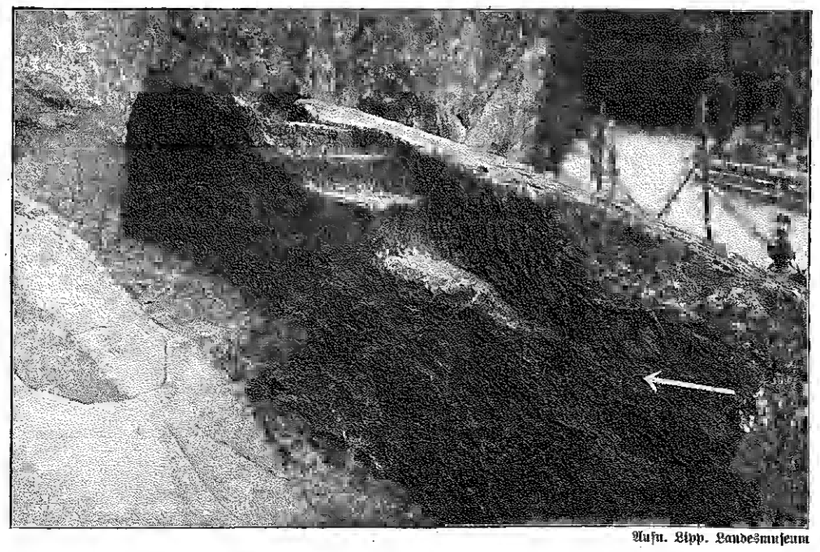
Abb. 5. Breitmeißeltechnik. Diese mit dem Breitmeißel geschlagenen Flächen unterscheiden sich wesentlich von den in Spitzeisentechnik ausgeführten. Schon aus der gleichgültigen Meißelführung geht hervor, daß es sich um grobe, aber nicht um gestaltende Arbeit handelt.

Ein zweites Zeichen in der nördlichen Ecke der Oberfläche des Grabfelsens (Abb. 8b), das als Hammer Thors gedeutet und von Professor Fuchs als Steinmetzzeichen angesprochen wird, ist kein von menschlicher Hand geschaffenes Zeichen, sondern ein natürliches Zufallsgebilde. Es kommt also sowohl als Zeichen wie auch zur Altersbestimmung nicht in Frage.

Auf den in Spitzeisentechnik ausgeführten ursprünglichen alten Gestaltungsflächen finden sich die Zeichen Abb. 8c und d. Das Zeichen 8c ist sehr oft falsch gezeichnet und falsch wiedergegeben worden. Auch Professor Fuchs bringt es nicht richtig. Es befindet sich in der linken hinteren Ecke der Bodenfläche der Halbkreisnische, hinter der Eintiefung des Sarges. Professor Fuchs lehnt dieses Zeichen mit der Begründung, daß es bei der Bearbeitung der hinteren Nischenwand durch Ungeschicklichkeit entstanden, also ein Zufallsgebilde sei, mit folgenden Worten ab: „In der Tat handelt es sich wohl nur um Schram-

men, die dadurch entstanden sind, daß das Spitzeisen beim Ausmeißeln der Rückwand der Grabnische auf den Sargrand abglitt. Die meisten Linien dieses „Zeichens" liegen so genau im Zuge der auf der Rückwand ausgeführten Hiebe des Spitzeisens, daß sie als deren Fortsetzung angesprochen werden dürfen."

Diesen Ausführungen muß entschieden widersprochen werden. Wir müssen das Zeichen als absichtlich von Menschenhand gebildet ansehen. Es sind keine Schrammen, die durch Abgleiten des Spitzeisens entstanden sind, sondern eingeritzte und geschabte Linien von derselben einfachen Technik, in der auch das große Zeichen auf der Kopffläche eingetieft ist. Wenn diese Linien als Zufallsschrammen entstanden wären, so müßten sie, wie Fuchs meint, beim Gestalten der hinteren Wand entstanden sein. Da es nun eine zwangsläufige Arbeitsfolge ist, daß der Boden zuletzt gehauen wird, so mußten diese Linien bei der Bearbeitung der Bodenfläche wieder verschwinden. Aber — und das ist ausschlaggebend — ein Meißel, der aus- oder abgleitet, hinterläßt nicht derartige lange Rillen. Das ist einfach eine technische Unmöglichkeit. Es kommt aber noch ein weiterer Grund dazu, der den Zufall ausschließt. Die Bodenfläche ist nämlich nach der groben Bearbeitung durch das Spitzeisen zum Teil gründlich geschliffen worden, besonders in der nächsten Umgebung der Sargeintiefung, so daß die Spitzeisenlöcher hier fast gänzlich eingeebnet sind. Da das Zeichen sich nun teilweise auf der geschliffenen Fläche befindet und das Schleifen die letzte Arbeit war, muß also das Zeichen später eingeritzt und angebracht worden sein. Ferner verlaufen die Linien keineswegs genau im Zuge der auf der Rückwand ausgeführten Hiebe des Spitzeisens. Im Gegenteil, es sind auf keinen Fall Fortsetzungen dieser Meißelführungen. Nicht eine Linie nimmt ihren Anfang in oder an einem der Spitzeisenlöcher. Wir dürfen von diesem Zeichen mit Bestimmtheit



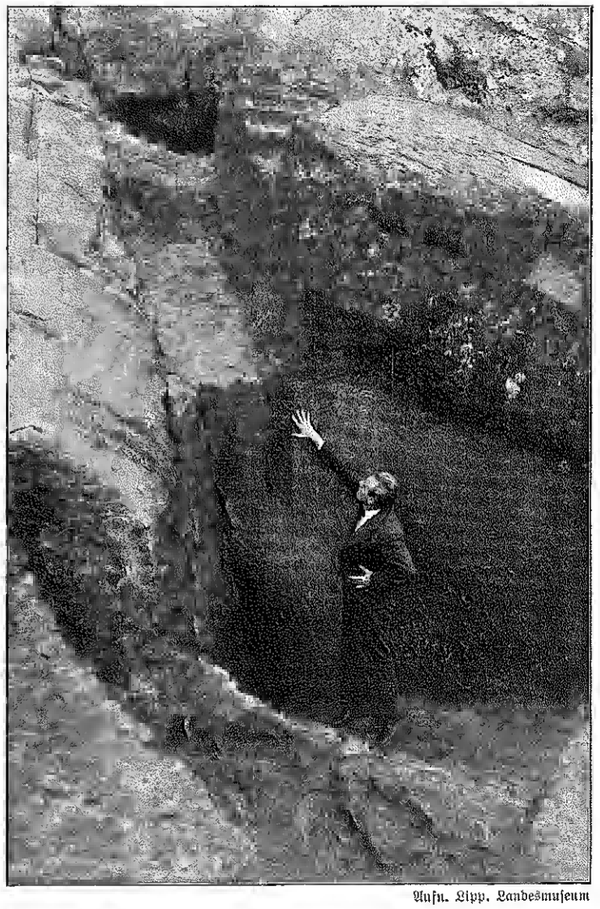
Aufn. Lipp. Landesmuseum

Abb. 6. Die rechte hintere Ecke des Sargsteines mit der linken zerstörten Treppe. Deutlich zeigt das Bild, wie die Breitmeißelfläche die Stufen der Treppe schräg durchschneidet und sie unbenutzbar macht. Der Pfeil zeigt auf das Steinmetzzeichen aus dem 12. Jahrhundert.



annehmen, daß es frühgeschichtlichen Ursprunges ist und es ebenfalls dem symbolischen vorchristlichen Formelgut an den Externsteinen zuweisen. Daß die Fläche, auf der es sich befindet, frühgeschichtlichen Ursprungs ist, wird weiterhin bewiesen werden.

Auf dem vorderen Rand des waagerechten Bodens befindet sich ein weiteres Zeichen, Abb. 8d. Diese Einmeißelung, denn um eine solche handelt es sich, ist mit ziemlicher Bestimmtheit als Steinmetzzeichen anzusehen. Da es erst angebracht worden ist, nachdem der Rand stark abgenutzt und abgetreten war, muß es zwangsläufig bedeutend jünger sein als die Boden- und Grabgestaltung. Ich möchte dieses Zeichen, wie es Professor Fuchs tut, ins 12. Jahrhundert ansetzen, in die Zeit der Umwandlung der germanischen Kultanlage in eine christliche. Wie dieses Zeichen hier auf die germanische ursprüngliche Gestaltungsfläche kommt, glaube ich in den weiteren Ausführungen begründen zu können.



Aufn. Lipp. Landesmuseum

Abb. 7. Die linke große Seitenwand des Felsengrabblockes; oben der kleine Treppenrest, den zu erreichen die Zerstörungsfläche fast zur Unmöglichkeit macht. Vor der Wand der Verfasser.

Auf den großen, die Treppen unbenutzbar machenden Zerstörungsflächen befinden sich drei weitere Zeichen. Ein kleines Kreuzchen, Abb. 8e, wird von Professor Fuchs als Steinmetzzeichen angesprochen, ins 12. Jahrhundert angesetzt. Das ist falsch. Dieses Zeichen ist erst vor drei Jahren, anläßlich der Ausgrabung von Dr. St. Münster vom Wegebaumeister Brandt, Horn, eingeschlagen worden. Das Zeichen ist so neu in der Ausführung, daß es fast unerklärlich ist, wie Professor Fuchs es um 800 Jahre zu alt einschätzen konnte. Die beiden weiteren Zeichen, Abb. 8f und g, befinden sich links und rechts neben den kleinen Treppen. Sie

sind Steinmetzzeichen. Zwar ist das eine einige Zentimeter von der in Breitmeißeltechnik ausgeschlagenen Zerstörungsfläche entfernt; aber das andere befindet sich mitten zwischen Breitmeißelhieben. Beide Zeichen sind ins 12. Jahrhundert anzusetzen. Dieser Ansicht ist auch Professor Fuchs, der sich außerdem noch auf den Dombaumeister Dr. Friedrich, Ulm, beruft.

Zurückblickend können wir sagen: Von den Zeichen dürfen zwei, die Abb. 8a und c, als in frühgeschichtlicher Zeit entstanden angesehen werden. Die Zeichen 8b und e scheiden als Zufalls- und neuzeitliche Gebilde aus. Als Steinmetzzeichen verbleiben drei, Abb. 8d, f und g.

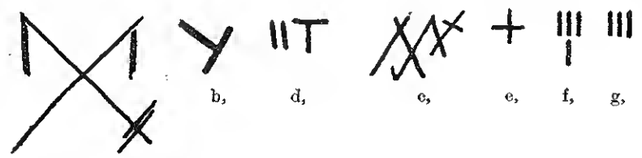



Abb. 8. Die eingetieften Zeichen am Felsengrabblock. Von den Zeichen sind a und c als vorchristliches, germanisches Formelgut anzusprechen, b ist ein Werk des Zufalls, e ist neuzeitlich und d, f und g sind Steinmetzzeichen aus dem 12. Jahrhundert. (Zeichnung vom Verfasser.)

Wir haben nun mit diesen drei letzten wirklichen Steinmetzzeichen erstmals an den Externsteinen die Möglichkeit, ein Zerstörungswerk zeitlich zu bestimmen, in diesem Fall wohl eine Begrenzung der fast vollständigen Vernichtung des Felsens 1b und der in ihm eingehauenen Teile der germanischen Kultanlagen, denen wir sicherlich, nach dem großen Zerstörungswerk zu urteilen, größte Wichtigkeit zuschreiben dürfen und müssen. Denn nur die Vernichtung der in den Felsen 1b eingehauen gewesenen Treppen und Umgänge kann nicht allein der Grund und die Ursache des Zerstörungswerkes gewesen sein. Daß der Felsen 1b ein außergewöhnlich wichtiger Bestandteil der germanischen Kultanlage gewesen ist, bezeugen die erhaltenen Reste des Felsengrabes, die Treppen und der große Steintisch.

Wenn nun die, durch die Steinmetzzeichen zeitlich bestimmten Zerstörungsflächen — die am Grabblock — schon im 12. Jahrhundert, also kurz nachdem die Steine in kirchlichen Besitz gekommen waren, entstanden sind, so muß unbedingt gefolgert werden, daß die Grabanlage älter ist. Wir können doch nicht annehmen, daß das Grab mit seinen Treppenanlagen erst mühselig aus dem Osningstein herausgemeißelt und dann sofort zerstört worden ist. Wir müssen vielmehr annehmen, daß im 12. Jahrhundert die in Trümmern liegende germanische Anlage, so gut es eben ging, in die christliche umgearbeitet wurde.

Die eigentliche Zerstörung ist früher vor sich gegangen, und zwar um 800 n. Zw. Zu dieser Zeitansetzung des eigentlichen Zerstörungswerkes zwang folgender Grabungsbefund: Die Erdschichten, die die zerstörten, deutlich Meißelspuren zeigenden Felsflächen und -teile neben, vor und hinter dem Felsengrabblock, stellenweise bis zu 6 und 8 m Mächtigkeit überlagerten, enthielten nur Fund- und Scherbenmaterial, welches bis ins 10. und 9. Jahrhundert zurückreicht. Da das Erdreich um den Felsengrabblock erst nach der Zerstörung und Vernichtung auf die weiten Bruchflächen des fortgesprengten und fortgemeißelten Gesteins kommen konnte, und alles Scherbenmaterial hier nicht weiter wie bis um die Wende vom 8. zum 9. Jahrhundert zurückreicht, so müssen wir die Zerstörung um diese Zeit ansetzen. Hinzu kommt,



daß die Gesteinsoberfläche keine Verwitterungsspuren aufweist, also nicht längere Zeit freigelegen hat.

Ist die Zerstörung um 800 anzusetzen, so ist der erhaltene Rest — die kleinen Treppen und die Vorderseite des Blockes mit der Rundbogennische und dem Sarg — frühgeschichtlich. Das heißt: das Felsengrab ist germanischen Ursprungs.

Die Erkenntnis und die Feststellung, daß die großen in Breitmeißeltechnik ausgeführten Flächen am Felsengrabblock Zerstörungsflächen sind, betrachte ich als das wichtigste und weittragendste Ergebnis meiner ganzen Felsenforschungen, die selbständig neben den Ausgrabungen, die unter Leitung von Professor Dr. Andree standen, von mir ausgeführt wurden. Denn die Erkenntnis, daß wir es um den Felsengrabblock nur mit Bruch- und Zerstörungsflächen zu tun haben, und daß das Felsengrab nur ein Trümmer, ein Rest ist, brachte die Lösung der vielen Rätsel, die sich gerade in diesem Gebiet so häuften. Folgende, sehr wichtige Feststellungen und Tatsachen können wir als wissenschaftlich bewiesen und begründet ansehen, und diesen Feststellungen dürfen wir die allergrößte Bedeutung beimessen:

1. Die Vorderseite des Felsengrabblockes mit Rundbogennische und eingetiefter Ausmeißelung einer menschlichen Gestalt sind einwandfrei als frühgeschichtlich anzusehen, also in germanisch-heidnischer Zeit entstanden, ebenso die kleinen Treppen auf der Rückseite.
2. Erstmals können und dürfen wir hier im Gebiet um den Felsensarg und am Sarg-

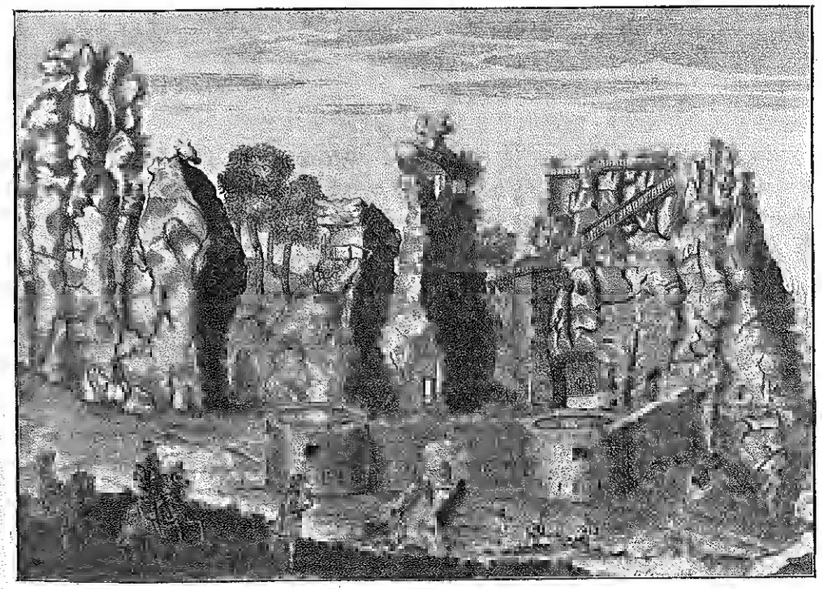


Abb. 9. Ansicht der Externsteine nach einem Kupferstich von C. von Lennep aus dem 17. Jahrhundert. Diesem Bilde kommt deshalb erhöhte Bedeutung zu, weil man bei den Ausgrabungen im Sommer 1934 allenthalben, sowohl im Gelände wie an den Felsen selbst, auf die Spuren und Reste dieser kurzen, sogen. Festungszeit stieß (siehe Grundrißzeichnung Abb. 1). In der rechten Ecke neben dem Festungsturm das mit Erde bedeckte Felsengrab, von dem nur die Rundbogennische zu sehen ist.

stein selber ein großes Zerstörungswerk an Hand von Bodenfunden und weiteren Ergebnissen der Spatenforschung zeitlich bestimmen und festlegen. Es darf mit Bestimmtheit gesagt und angenommen werden: Die großen festgestellten Zerstörungen am Felsengrabblock und in seiner Nähe sind ebenso wie die Zertrümmerung des Steintisches vor der Kreuzabnahme in die Zeit um 800 herum anzusetzen. Wir dürfen also das Zerstörungswerk als von Karl dem Franken ausgeführt ansehen.

3. Die Abgrenzung des um 800 vor sich gegangenen Zerstörungswerkes durch die großen glatten mit dem Breitmeißel geschlagenen Flächen am Sargstein ist im 12. Jahrhundert geschehen. Von dieser Arbeit können wir annehmen, daß sie von den Mönchen des Klosters Abdinghof ausgeführt worden ist.
4. Wir haben nun den zweiten schlagenden Beweis dafür, daß im 12. Jahrhundert vorhandene Trümmer der zerstörten germanischen Kultanlage, soweit sie zu gebrauchen waren und den christlichen Kultzwecken angepaßt werden konnten, zur christlichen Kultanlage benutzt und herangezogen worden sind. Das erstemal haben wir diese Arbeitsweise der Mönche im 12. Jahrhundert an den Steinen oben im Sazellum nachweisen und sehen können, als ich dort den Nachweis erbracht hatte, daß der zerstörte Raum der germanischen Sonnenwarte frühestens um eben diese Zeit (12. Jahrhundert) in eine christliche Kapelle umgearbeitet und der gesamten christlichen Anlage an den Steinen eingefügt worden ist.
5. Das Erkennen der Zerstörungsflächen läßt nun aber auch die Ergebnisse der vielen vorausgegangenen Grabungen am Felsengrab und Nachbargebiet, die in den letzten

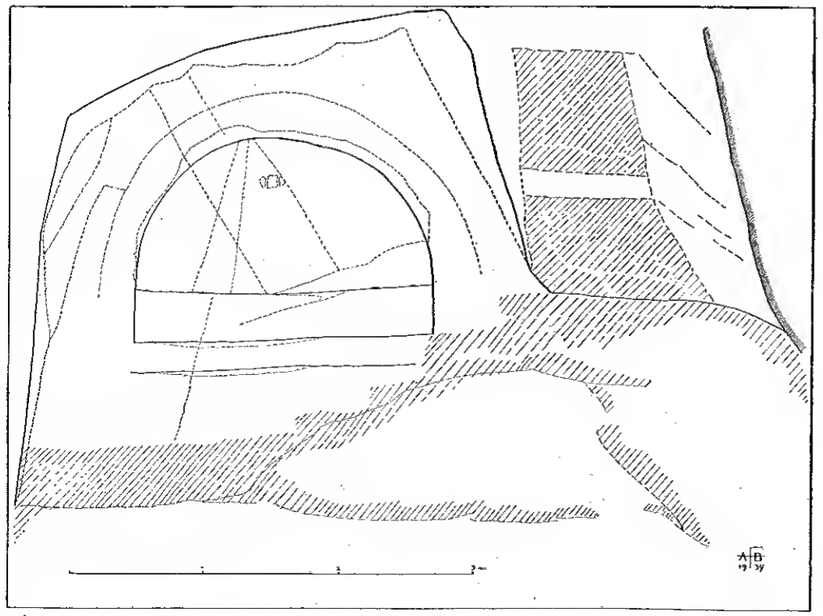


Abb. 10. Die Zeichnung gibt den Befund der Zerstörung an der Vorderseite des Grabes. Die schräg gestrichelte Fläche ist der Teil des Gesteines, der zerstört ist und Breitmeißelhiebe aufweist. Nach diesem Befund ist die Ergänzungszeichnung Abb. 11 angefertigt. (Zeichnung vom Verfasser.)



Jahrzehnten vorgenommen sind, in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Bei keiner dieser Grabungen wurden frühgeschichtliche Funde, wie Scherben usw., gemacht. Kein Fundstück reichte weiter als bis ins 9. Jahrhundert. Kleine Streufunde, wie ich sie selber aufgelesen habe, mußten ja dabei ausscheiden. Diese Grabungsergebnisse, aus denen man auf das Alter der Felsengrabanlage und der gesamten Kultanlage überhaupt schloß, wurden von den Freunden germanischer Vorgeschichte mit Recht als betrübend angesehen und von der Gegenseite, die die Annahme vertritt, daß die gesamte Kultanlage an den Externsteinen im 12. Jahrhundert, also in christlicher Zeit durch die Mönche des Klosters Abdinghof angelegt sei, als zwingender Beweis für ihre Ansicht ins Feld geführt. Hier haben die Zerstörungsflächen das bisher als Minus erscheinende Ergebnis in ein Plus umgewandelt. Auf dem Felsboden (Zerstörungsflächen) konnten sich nach den stellenweise viele Meter dicken Gesteinsabsprengungen im 8. Jahrhundert gar keine frühgeschichtlichen Funde befinden. Etwa vorhanden gewesene frühgeschichtliche Kulturreste mußten damals mit zerstört worden sein. Die neuen Kulturschichten, die sich auf dem nackten Felsboden bildeten, konnten nur Funde dieser Zeit und der folgenden Jahrhunderte enthalten. Sofort neben dem vernichteten Gebiet zur Kreuzabnahme hin fand sich die frühgeschichtliche Kulturschicht mit altem Scherbenmaterial, ferner die Baumsärge, der Steintisch usw. Somit ist aus dem bisher betrübenden Ergebnis ein erfreuliches geworden; denn nunmehr bestimmen die Funde einwandfrei die Zeit der Zerstörung auf etwa 800 n. Zw. und das Alter des Felsengrabes als vorchristlich und demnach germanisch-heidnisch. Für die weiteren Ausgrabungen aber steht fest, daß im Zerstörungsgebiet keinerlei frühgeschichtliches Fundmaterial zu erwarten ist (es handelt sich um das Gebiet, das auf der Grundrißzeichnung Abbildung 1 schräg gestrichelt ist).

6. Das Erkennen der Zerstörung am Felsengrabblock selbst gibt erstmals die Möglichkeit, uns in etwa ein Bild davon zu machen, wie vor allem die Treppen und Umgänge gestaltet waren. Die Ergänzung gibt ihrerseits wiederum auf einige bisher ungeklärte Fragen die Antwort.

Die Treppen, die einstmals eine Benutzung des Grabes ermöglichten, habe ich nach dem Zerstörungsbefund, den ich unterhalb der Rundbogennische feststellte, ergänzt. Wie schon gesagt, ist die ursprüngliche, alte Gestalt des Grabes an der Technik des Spitzeisens zu erkennen und die Zerstörung an den Breitmeißelhieben. Das Zerstörungs- oder Breitmeißelgebiet gibt die Zeichnung, Abbildung 10, wieder. Aus dieser Zeichnung erkennen wir klar, wie die Stufen der Treppe, von links kommend, zur rechten Seite des Grabes heraufführten und von dort weiter zu dem kleinen Treppenrest, der auf der Rückseite noch erhalten ist. Vor dem Grabe, von links, bis etwa zur Mitte desselben, befand sich ein waagerechter Absatz; erst dann beginnt die Treppe. Der Absatz befindet sich heute 50 cm tiefer als ehemals, so daß die Entfernung von der unteren Grabkante heute 1,60 m beträgt, damals also nur 1,10 m. Somit war es jedem Vorbeischreitenden möglich, bequem in das Grab zu schauen. Wir können und dürfen annehmen, daß die Treppen ursprünglich einen Umgang um das Grab bildeten, etwa so, wie ich ihn auf der Zeichnung, Abbildung 11, ergänzt habe. Die linke hintere Treppe dürfen wir wohl so ergänzen, daß sie in nicht allzuweiter Entfernung von der linken heutigen Ecke des Blockes herunterkam und den Absatz vor dem Grabe traf. Die rechte Treppe führte bestimmt in derselben Richtung, in der sie hinter dem Grabblock hervorkam, weiter herunter. Um das zu ermöglichen, sind wohl die großen Felsabsprengungen am Felsen 1

vorgenommen worden, vgl. Abb. 1. Für diesen Verlauf der Treppe sprechen noch weiter Einmeißelungen an diesem Felsteil. Nach oben führte die Treppe zur großen Höhle. Doch muß das späteren Ausführungen vorbehalten bleiben.

Die Treppenanlage entkräftet nun einen schwerwiegenden Grund, den Professor Fuchs gegen die germanischen Kultzeichen anführt: Professor Fuchs sagt nämlich: „Wären die Zeichen am Grabfelsen wirklich heidnische Kultzeichen, so müßte man sich vor allem fragen: Wie kommt es, daß diese Zeichen, die angeblich so wichtige Symbole des Glaubens unserer heidnischen Vorfahren sind, in so nachlässiger willkürlicher Ausführung und so versteckt angebracht sind? Warum ist das angebliche Sinnzeichen am Sargrand nicht auf der Mitte der Vorderseite des Sarges angebracht, sondern ganz willkürlich seitlich verschoben am hinteren Rande, wo es niemand sieht, und in ganz nachlässiger Ausführung, warum die angeblichen ‚Dreizackrunen' (Abb. 8) und die ‚Leinen-Lauch-Rune' ebenso versteckt, so daß man sie nur mit Mühe findet, selbst wenn man sie absichtlich sucht? Warum ist der ‚Hammer des Thor' auf der Oberfläche des Grabfelsens so schief und willkürlich angebracht? Wenn diese Kultzeichen unseren Vorfahren etwas bedeuten sollten, wenn sie wichtige religiöse Symbole sind, so hätte man sie doch gewiß an Stellen und in solcher Größe angebracht, daß das um den Grabfelsen versammelte Volk sie sehen konnte. Wenn wir heute religiöse Symbole anwenden, dann verstecken wir sie doch nicht, sondern bringen wir sie würdig, geordnet und gut sichtbar an, daß man sie erkennen und verehren kann. Als ganz abwegig und unstatthaft muß es bezeichnet werden, wenn Zeichen verschiedensten Typs und Alters kurzerhand auf eine Linie gestellt werden usw."

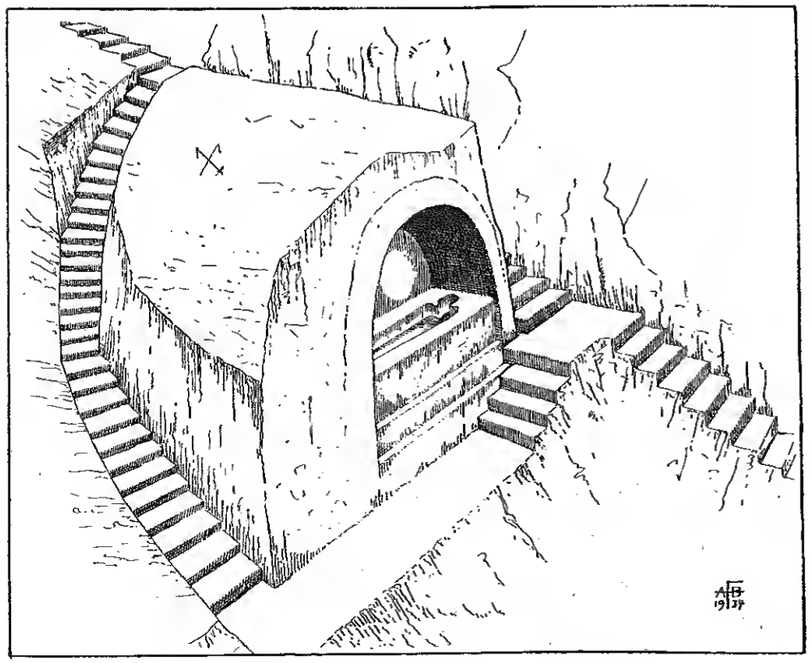


Abb. 11. Ergänzung des Felsengrabes (Zeichnung vom Verfasser).



Diese Ausführungen von Professor Fuchs dürfen wir nunmehr als vollständig entkräftet ansehen. Wie die Ergänzungszeichnung, Abb. 11, zeigt, ist das große Zeichen wirklich nicht versteckt angebracht, sondern sehr geschickt so, daß jeder, der die Treppe betrat, es sehen mußte. Was das Zeichen auf der hinteren Fläche des Nischenbodens anbelangt, so müssen wir doch fragen, ob man heute etwa religiöse Sinnbilder auf Treppenstufen einmeißelt, damit sie alsdann abgetreten werden. So wurde auch das heidnische Zeichen nicht auf der Vorderkante der Sargnische angebracht, weil es dort bald abgetreten und verwischt worden wäre. Auf die Vorderseite schlug man ein Steinmetzzeichen ein, als die Benutzung der Sargnische nicht mehr in Frage kam. Der Steinmetz, der das Zeichen (Abb. 8d) hierher setzte, war es sicherlich, der die Treppen in der unmittelbaren Nähe des Zeichens fortmeißeln mußte. — Fraglich bleibt aber immerhin, ob die Alten, unsere heidnischen Vorfahren, gerade diesen Zeichen so große Bedeutung beigemessen haben. Viel näher liegt doch die Annahme, daß die wirklich großen und heiligen Sinnbilder, die sicher an auffallender Stelle gestanden haben, als vernichtet und zerstört anzusehen sind, und daß lediglich ein kümmerlicher Rest nachblieb, der der Zerstörung entging. (Ein weiterer Bericht folgt.)

# War der Zootzen das Semnonenheiligtum?

Von Studienrat Edmund Weber

Von dem Bahnhof Friesack im märkischen Havelland aus bequem erreichbar liegt ein Erlen-Bruchwald, der stellenweise in einen Mischwald aus Buchen, Kiefern, Eichen und einzelnen alten Linden übergeht. Er heißt „Der Zootzen". Es ist ein stiller, abgeschiedener Erdenfleck, an dem sich an manchen Stellen der Wald noch im Urwuchs erhalten hat. Seine Unberührtheit verdankt das Gelände dem Schutze durch das Havelländische und das Rhin-Luch. Der Chemigraph F. G. Krause, ein ausgezeichneter Kenner der vorgeschichtlichen Denkmäler der Mark Brandenburg, schreibt mir dazu folgendes:

„Bot die isolierte Lage dieses Horstes inmitten meilenweiter Luch- und Sumpfflächen schon genügenden Schutz, so suchte man diesen noch zu erhöhen durch die Anlage von zwei gewaltigen Rundwällen sowie einer aus dreifachen Gräben und Wällen bestehenden Landwehr am sogenannten Wallwege. An einer schmalen Enge angelegt, trennt letzterer den Zootzen gleichsam in zwei Teile.

Den stärksten Eindruck macht auf den Wanderer die große Wallburg beim Vorwerk Klassener Zootzen. Ein 2—3 Meter hoher, über 400 Schritt im Umfang messender ringförmiger Wall liegt vor uns im flachen Gelände. Er ist innen und zum Teil auch außen von einem flachen Graben umgeben, der wohl beim Ausheben des Bodens zur Aufschüttung des Walles entstanden ist. Dunkelgefärbte kohlige Erdstellen, vielleicht Reste von Herdstellen oder Pfostenlöchern und Stücke von Lehmbewurf lassen vermuten, daß im Innern einmal irgendwelche Baulichkeiten aus vorgeschichtlichen Zeiten gestanden haben. Zahlreiche Gefäßreste aus germanischer Zeit, grobkörnig, quarz- und glimmerreich, von braunroter und rötlichgelber Farbe, aber ohne Verzierung, scheinen dies zu bestätigen. Noch zahlreicher finden sich die gleichartigen Gefäßscherben außerhalb des Walles in unmittelbarer Nähe sowie auch in weiterer Entfernung im Ackerboden. Dieser Umgebung entstammen auch eine Reihe anderer sehr bemerkenswerter Funde: Steinbeile und Steinhämmer, darunter ein im Jahre 1909 gefundenes kleines Steinbeil aus Diorit ohne Schaftloch, eine auffällig sorgfältig gearbeitete, sichelförmige Feuersteinklinge von feiner Muschelung der Seitenflächen und mit scharfer Schneide auf der hohlen Innenseite. Besonders bemerkenswert sind ein paar prächtig patinierte Bronzearmringe; der eine ist innen ziemlich glatt, außen schwach gewölbt und mit kreuzweis übereinanderliegendem

Linienmuster verziert, der zweite eine bronzene Armbandspirale aus ungefähr 10 bis 11 Windungen bestehend, in der Mitte mit Dreieck- und an den Enden mit Punktverzierungen versehen. Beide sind in unmittelbarer Umgebung der Wallburg dicht nebeneinander dem Acerboden entnommen.

Die auffallende Zahl der Gefäßreste allein läßt auf eine starke Besiedlung der Umgebung schließen. Ob es sich bei der Wallanlage um eine Wehrburg (Schutzburg) oder um eine Dingstätte oder um ein Heiligtum handelt, kann nur durch eine gründliche Untersuchung durch eine sachgemäße Ausgrabung festgestellt werden. Die auffallende Breite des Ringwalles — 20 Schritt und mehr unten und bis zu 10 Schritt oben auf der Wallkrone — lassen die Vermutung zu, daß wir es mit einer ungewöhnlich starken Umwallung zu tun haben. An der Nordwestecke ist der Wall ein wenig abgegraben; vielleicht war hier ein Tor; sonst ist der Wall noch gut erhalten. Ein vom Rhin herkommender Graben, der heut stark verwachsen ist und nur noch an wenigen Stellen Wasser führt, früher aber augenscheinlich viel bedeutender war, dürfte in alter Zeit die Anlage mit Wasser versorgt haben. Anscheinend führte einst dieser Graben noch weiter bis zu einer sumpfigen Wiese und an die Landwehr heran, die im Volksmunde den so oft irreführenden Namen ‚Schwedenschanze' führt. Schanze, Gräben und Wallburg sind einst sicherlich ein zusammengehöriges Verteidigungswerk gewesen. Lag hier vielleicht außer der Siedlung ein Heiligtum?

In späterer Zeit übernahmen die Wenden die alte Wallburg. Ihre hinterlassenen Gefäßreste, die auf der Oberfläche des Innenraumes zu finden sind, zeigen die so oft bei diesen Gefäßen wiederkehrende Wellenlinienverzierung. Lehmstücke mit eingebackenen Strohresten und Holzabdrücken, Tierknochen und Kohlenreste sind die weiteren, auch bei andern Wällen üblichen Funde.

Die zweite Wallburg beim Forsthaus Briesener Zootzen, in einem sumpfigen, mit flachen Erhöhungen durchzogenen Wiesengelände gelegen, ungefähr 120 Meter lang und fast ebenso breit, ist zum größten Teil abgetragen und teils beackert, teils mit wildem Gestrüpp überzogen. Nur stückweise haben sich im Norden und Süden Wallreste von etwa 2 Meter Höhe erhalten. Wendische Gefäßreste und gebrannte Lehmstücke deuten auf entsprechende Besiedlung im frühen Mittelalter.

Meiner Vermutung nach ist der Zootzen früher einmal Allmende gewesen und wurde später — in christlicher Zeit nach der Besitznahme durch die Askanier? — unter die umwohnenden Großgrundbesitzer aufgeteilt. So entstanden Vorwerke, die als Friesacker, Klassener, Briesener und Wagenitzer Zootzen geführt werden. Die Güter gleichen Namens liegen südlich des Waldes. Die Dörfer selbst haben keinen Anteil am Walde."

Zur Einholung dieser Schilderung des Zootzen von Herrn F. G. Krause in Berlin-Neukölln wurde ich veranlaßt durch folgende Mitteilung des Studienrats Ernst Müller zu Berlin am 24. August 1934:

„Es war in der Inflationszeit nach dem Kriege, als wir in größerer Gesellschaft den Zootzen besuchten. Die herrlichen, weiten Wälder erfreuten Auge und Herz. Ich sprach mit dem Förster über seinen schönen Wald und fragte, wie es denn in dieser Notzeit mit der Wilddieberei sei; die Versuchung, sich einen Braten aus dem Walde zu holen, müsse doch für die Bauern recht groß sein; bei der Ausdehnung der Forst und der Einsamkeit der Gegend hätte er sicher viel mit Wilddieben zu tun. ‚Ach nein!' meinte der Förster darauf, ‚hier in der Nähe gibt es kaum Wilddiebe; gefährlich werden uns gelegentlich Berliner, aber die suchen sich gewöhnlich Bezirke aus, die von Berlin aus bequemer zu erreichen sind.' Als ich seiner Zuversicht gegenüber Zweifel äußerte, sagte er mir, die Bewohner des Zootzens seien von einem merkwürdigen Aberglauben besessen: sie meinten, wer nach Dunkelwerden im Walde hinfalle, könne sich nicht wieder erheben, sondern müsse kriechend den Waldrand erreichen; erst dort sei es ihm dann wieder möglich zu gehen. Darum beträten die Einheimischen den Zootzener Wald überhaupt nicht gern nach Dunkelwerden."



Bei diesem Bericht des Herrn Müller horchte ich unwillkürlich auf; denn er rief mir die Tacitusstelle im 39. Kapitel der Germania ins Gedächtnis, wo es von dem heiligen Hain der Semnonen heißt: „Noch in einer anderen Weise wird dem Haine Ehrfurcht erwiesen: niemand darf ihn anders als mit einem Bande umwunden betreten als ein sichtbares Zeichen der Unterwerfung unter die Macht der Gottheit. Fällt einer hin, so ist es streng verboten, sich aufheben zu lassen oder selbst aufzustehen: am Boden wälzen sich solche hinaus."[1] Die merkwürdige Übereinstimmung der Volksüberlieferung mit dem Tacitusbericht erstaunte mich. Als ich das aussprach, sagte mir Herr Müller, daß es ihm ebenso ergangen sei.

Da sich die geschichtliche Zuverlässigkeit solcher Volksüberlieferungen in nicht wenigen Fällen erwiesen hat, so fragte ich mich, ob der Zootzener „Aberglaube" möglicherweise auf das bisher noch immer nicht mit Sicherheit oder ausreichender Wahrscheinlichkeit gefundene Heiligtum der Semnonen zu beziehen wäre. Man hat es gesucht auf den Müggelbergen bei Berlin, auf dem Harlungerberg bei Brandenburg, an der „Stadtstelle Blumenthal" bei Strausberg und zuletzt in dem Burgwall von Lossow a. Oder. Für die letztgenannte Stelle wird in die Waagschale geworfen, daß man dort an 600 Gruben gezählt habe, von denen die bisher wissenschaftlich untersuchten 4—8 Meter tief sind und außer 6 Rinder- und 4 Pferdeüberresten auch jedesmal 1 Menschengebein enthalten haben. Das beweist nach dem Urteil des Herrn Prof. Dr. Unverzagt, daß es sich um Opfergruben handelt, und da nun Tacitus an der oben angeführten Stelle berichtet, daß bei der Jahresfeier im heiligen Hain der Semnonen jedesmal auch ein Mensch getötet worden sei[2], so liegt der Schluß nahe, daß man endlich den Semnonenhain gefunden habe. Demgegenüber macht Prof. Dr. Kiekebusch das Bedenken geltend, daß die geringe Zahl der bisher fachmännisch erschlossenen Opfergruben noch keinen sicheren Schluß gestatte. Ich möchte ein weiteres Bedenken hinzufügen. Lossow war gewiß in frühgeschichtlicher Zeit ein hochwichtiger Ort, denn er deckte den damaligen Übergang über die Oder. Aber diese bildete doch die Grenze zwischen den Herminonen, zu denen die Semnonen zählten, und den Ostgermanen. Sollten wirklich die Gliedstämme des großen Schwabenbundes ihr Bundesheiligtum, die Wiege ihres Volkes, wie sie glaubten, an die Grenze ihres Machtbereiches gelegt haben?

Es erschien mir wichtig zu ermitteln, ob der Name Zootzen selbst etwas auszusagen vermöge und vielleicht mit dem suevischen Gott Ziu zusammenhänge. Ich wandte mich daher an Herrn Universitätsprofessor Dr. Vasmer in Berlin mit der Frage, ob das Wort germanisch oder slavisch deutbar sei. Er antwortete mir unter dem 29. Okt. 1934, daß er den Namen aus einem slavischen sosna „Fichte" erkläre und das für ganz sicher halte, weil der Ersatz eines slavischen S durch Z sehr häufig vorkommt. Nach diesem Bescheid entspräche der Zootzen dem Ortsnamen Zossen, das nach Förstemann ebenfalls vom slavischen sosna kommt.

Eine Nachprüfung in den alten Urkunden, wann und in welcher Lautform der Flurname zuerst belegt ist, war mir nicht möglich. Das muß weiterer Forschung überlassen werden. Aber soviel dürfte feststehen: die merkwürdige Übereinstimmung der Volksüberlieferung mit dem Bericht des Tacitus, der wieder auf den Aussagen des Semnonenfürsten Masva beruhen dürfte, welcher mit der Seherin Ganna zusammen unter dem Kaiser Domitian Rom besucht hat, legt eine fachmännische Untersuchung des Zootzener Burgwalles nahe.

[1] E. Weber: Die Religion der alten Deutschen. 2. Aufl. Quelle & Meyer, Leipzig. 0,60 RM.
[2] P. G. Beyer: Tacitus Germania in neuer Übersetzung. F. Schöningh, Paderborn. 0,40 RM.

# Der heilige Hain von Keßlingen

**Unbekannte, seltsame Kultstätte, beschrieben von Hans Pinter**

Im südlichen Rheinland wird das mächtige, rheinische Schiefergebirge vielfach begrenzt durch aufragende Gesteinsmassen aus Taunusquarzit. Uralter Wald wächst auf diesen Bergkuppen an der Saar und der oberen Mosel. Verwitterungsschichten, teilweise bruchig und naß, bilden auf dem Hochplateau zwischen Mosel und Saar, fast unmittelbar an der heutigen deutsch-französischen Grenze, den mächtigen Grenzwald Schwarzbruch.

In diesem Staatsforst hielt sich bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Wolf als Standwild, in ihm fuhlt das Schwarzwild heute noch in fast urwaldähnlichen Revieren ... in ihm befinden sich jahrtausendalte, steinerne Dokumente eines geschichtslosen Zeitalters, die in ähnlicher Weise auf deutschem Boden kaum ein zweites Mal zu finden sein werden.

Von drei Seiten langsam gegen das Ziel ansteigend führen Steinreihen, aus schweren Quarzitblöcken, zu einem Steinring, dem Allerheiligsten, einer Kult- oder Opferstätte mit Opfer- und Blutstein. In ihren Anfängen verlieren sich die aufrecht stehenden Steinblöcke der Steinreihen an abgelegenen Stellen des Waldes oder bilden dort kleinere Steinringe.

Diese Steinreihen, so seltsam sie erscheinen, wirken in dem stillen Eichenhochwald erschreckend wirklichkeitsnah; sie werden der Wissenschaft noch manche Frage aufgeben, und wenn sie einmal dazu beigetragen haben, uns das Leben der Völker, die diesen deutschen Boden bewohnten, nahezubringen, so wird der Zweck meiner Beschreibung dieser Stätte des Kultes der germanischen Götter erreicht und glücklich erfüllt sein.

Gut erhalten sind die Steinreihen, welche von Nordwesten nach Südosten zum Heiligtum führen. Sie beginnen am Rande des Waldes in einem kleinen Steinkreis von 4 bis 5 Meter Durchmesser und laufen dann genau parallel zueinander bis zu einem Dreiweg kurz vor dem Steinring, zwischen sich einen Weg lassend (Bild 1). Am Dreiweg teilt ein auffallend weißer Quarzstein diesen. Die eine Wegegabel führt um den Steinring, der das Allerheiligste bildet, herum zu erhöhten Sitzsteinen. Dieser Steinring hat einen Durchmesser von etwa 20 Schritten. Er wird an der höchsten Stelle abgeschlossen von einem starken Felsblock, der als der eigentliche Opferstein anzusprechen ist, vor welchem nach dem inneren Ring zu der Blutstein steht (Bild 2). Im Hintergrund ist das Ganze abgeschlossen durch ein starkes Felsmassiv, genannt „Der Schröckelsfels". Die weiteren Steinreihen kommen von Osten und Westen und enden jeweils ebenfalls am Steinring. Vor einigen Jahren wurden durch Waldarbeiter leider systematisch Zerstörungen vorgenommen, die das Gesamtbild jedoch nicht verwischen konnten.

Abb. 1. Die Steinreihen am Dreiweg

Drei Wege führen hier zur Kultstätte, die

Abb. 2. Der Steinweg, an dem die Steinreihen enden. Im Hintergrund der Opferstein

heilige Zahl drei ist auch hier deutlich sichtbar und greifbar; sie ist bei den Funden in der Mosel- und Saargegend immer wieder vertreten. Am schönsten in einem Opfergefäß aus dunklem Ton, welches aus drei Einzelbechern besteht, die in gleicher Größe nebeneinander auf einem Ring stehen. Dieses Kultgefäß stammt aus dem Anfang unserer Zeitrechnung und ist etwa 10 Kilometer von Keßlingen gefunden worden. Über die drei Wege führt der Faden zu den drei guten Frauen der Germanen, „die später von den drei christlichen Jungfrauen, volkstümlich bekannt als Barbel mit dem Turm, Gretel mit dem Wurm, Katrin mit dem Radel, das sind die drei heilige Madel", überdeckt wurden. Schließlich hat sich die kultische Zahl Drei auch erhalten in der christlichen Dreifaltigkeit.

Die Spatenforschung im vorchristlichen Kultbezirk bei Keßlingen steht noch aus. Trotzdem gibt es Merkmale, die eine ungefähre Einreihung desselben in den dunklen Raum vor unserer Zeitrechnung ermöglichen. Die Anlage wird in früher Bronzezeit entstanden sein und noch in der Zeit nächtlichen Opfern am Blutstein gedient haben, als schon orientalische Sendboten mit dem Christenkreuz in der Hand an Triers ersten Klostermauern bauten, als an den nach Norden führenden Römerstraßen sich die ersten Martinskirchen über den Trümmern alter Götterstätten wölbten.

Das hohe Alter ist durch Funde in der Nähe reichlich belegt. Es gibt prachtvolle Funde von Steinwerkzeugen und Waffen fast aller Epochen der Steinzeit. Funde der Bronzezeit sind in der näheren und weiteren Umgebung nicht selten.

Heute rauschen die Wipfel von Eichen und Buchen über dem heiligen Hain von Keßlingen. Vor mehr als hundert Jahren, als die Geometer die ersten Karten dieses Gebietes fertigten, hieß der Flurname „Bei den alten Eichen". Diese Eichen werden die Stockausschläge älterer Bäume und diese wieder die Stockausschläge von Bäumen gewesen sein, die schon in die Zeit der Benutzung der Götterstätte zu nächtlichem Kult reichen, weil eine planmäßige Forstgestaltung noch unbekannt in jener Zeit war. Der mächtige Fels, der sich im Hintergrund der Anlage anschließt, heißt „Der Schröckelsfels", d. h. der steil abfallende, zerklüftete Fels.

Weitab vom Verkehr der Zeit liegt das kleine Gaudorf Keßlingen. Römerwege durchziehen die Fluren und das Dorf, und aus ihnen ragen gelbe Kalksteinpacklager, die die Sklaven der Römer vor zweitausend Jahren gelegt haben. Im Barockkirchlein steht ein Barockaltar auf einem mächtigen fremden Sandsteinblock, der in seiner Inschrift auf der Vorderseite als Grabstein der römischen Familie Dubitato überliefert ist. Schritt auf Schritt weisen Spuren zurück, unzerstört und herrlich erhalten, auf ferne Menschengenerationen, die hier gekommen und vergangen sind.

... In stillen, hellen Sommernächten wandeln auf drei Wegen drei Matronen zum alten Opferstein am Schröckelsfels und niemand wird sie in der fernen Einsamkeit des Landes stören, wenn ihr stilles Raunen wie Flüstern anderer Welten durch alte Eichen geht ...

# Die Fundgrube

**Ein Italiener gegen das Vandalen-Märchen.** Es ist bekannt, welch zähen Kampf die deutschen Geschichtsforscher gegen den Mißbrauch des Wortes „Vandalismus" und die damit verbundene Herabsetzung eines edlen germanischen Volksstammes führen. Es ist deshalb doppelt bemerkenswert, wenn jetzt ein Italiener sich diesem Kampf anschließt und auf der literarischen Seite der Weltberühmten „terza pagina" des „Corriere della Sera", Mailand — Italiens größter und bedeutendster Tageszeitung — einen Artikel veröffentlicht, dessen wesentlicher Inhalt nachfolgend wiedergegeben sei:

Alfredo Panzini beginnt mit einer allgemeinen Richtigstellung, nämlich daß der Name „Vandalen" an sich das „wandernde Volk" bedeute und nichts mit Zerstörungswut, nichts mit Grausamkeit und Barbarei zu tun habe.

Dann beschreibt Panzini mit anschaulichen Worten, wie die Vandalen die ganze damals bekannte Welt durchzogen und Afrika erobert haben, wo 95 Jahre hindurch ein Vandalisches Reich bestanden hat. Er fährt fort: „Aber nicht das, was in Afrika geschehen ist, hat dem Namen der Vandalen den Sinn der Verwüstung und Zerstörung angehängt, sondern das, was sie im Jahre 455 in Rom taten. In Rom, das sie nicht aus eigenem Antrieb betraten, sondern von einer ehrgeizigen Kaiserin für ihre Rachepläne zu Hilfe gerufen."

Das Vandalenreich wurde später von Belisar, dem großen Byzantinischen Feldherrn zerstört. Und alles, was den Vandalen zum Vorwurf gemacht wird, trifft in gleichem Maße diesen Belisar. Schreibt doch Panzini selbst: „Belisar eroberte die Wohnsitze der Vandalen, tötete die waffenfähigen Männer, führte Frauen und Kinder in die Sklaverei und machte die denkbar reichste Beute an Geld und Edelmetallen. Belisar verfuhr nicht milde. Denn die Milde, die wir an anderen großen Feldherren des Altertums, wie Scipio und Alexander, bewundern, findet ihre Grenzen, wenn dadurch der Sieg und das politische Ziel in Frage gestellt werden könnte." Und gerade in diesem Satz liegt die beste Rechtfertigung für die Vandalen selbst.

Freuen wir uns jedenfalls, daß auch anderswo die Erkenntnis durchzudringen beginnt, die mindestens bei uns schon längst Gemeingut aller sein sollte.

**Steinmetzzeichen, Haus- und Hofmarken und Verwandtes.** Herr Dr. rer. pol. Herbert Spruth (Berlin-Lichterfelde-W.) teilt uns zu unserer Zusammenstellung im Juliheft 1933 folgende Ergänzungen mit:

Spruth, Herbert, „Runenartige Hausmarken der Horster Fischer" (mit Abb.). Pommersche Heimat, Beilage zum Stettiner Generalanzeiger vom 16. Oktober 1932.

Spruth, Herbert, „Nordisch-germanische Runen in unseren Fischermarken bei Horst, Deep, Rewahl." Heimat, Beilage zum Greifenberger Kreisblatt, Februar 1933. (Horster Marken mit Abbild.)

Spruth, Herbert, „Hofmarken in Schlessin" (Kr. Greifenberg). Heimatklänge, Monatsbeilage zum Treptower Generalanzeiger, Treptow/Rega. Juli 1933.



Besch, „Pommersche Haus- und Hofmarken" (Wittow, Mönchgut, Greifswald/Marienkirche, Greifenhagen, Garz/Oder, Nipperwiese, Kleinhorst [Kr. Greifenberg], Alt-Deep, Kamp, Kolberg/Dom; mit Abbildungen). Heimatkalender für Pommern. 1928. Verlag: Fischer & Schmidt, Stettin.

Schuppius, „Hausmarken Stolper Bürger." Monatsblatt der Ges. f. Pomm. Gesch. 1933 Nr. 3, Seite 43, m. Abbild.

Lucht, „Hofmarken aus Kamp, Wustrow und Robe." Heimatklänge, Beilage zum Treptower Generalanzeiger. Treptow/Rega. März 1933.

Schulz, Paul, „Hausmarken im Kreise Köslin" (in Nest, Deep, Lase, Großmöllen). Unsere Heimat. Beil. z. Kösliner Zeitung. 1924. Nr. 7 u. 8.

Weber, Edmund, „Haus- und Hofmarken." In „Welt und Wissen", März 1929. Verlag Peter J. Oestergaard. Berlin-Schöneberg.

Spruth, Herbert, „Runen und Hausmarken". Germania, Kulturkorrespondenz zur Erkenntnis deutschen Wesens, Eickeloh, Bez. Hannover. V. 5. August 1933 (9. Folge).

Spruth, Herbert, „Umfrage über Haus- und Hofmarken". Camminer Zeitung (Heimatstimmen) April 1933, Rügensche Zeitung 28./6. 1933, Gollnower Zeitung (Heimatskunde) 11. Mai 1933, Treptower Generalanzeiger (Heimatklänge) Juni 1933, Belgarder Zeitung 30. Juni 1933, Norddeutsche Presse (Neustettin) 7. August 1933. —

Herr R. Schmidt-Gotha gibt folgende Ergänzung:

Back, „Steinmetz-Zeichen." 1861 (Festgabe zur Versammlung des Gesamtvereins des Deutschen Geschichts- und Altertumsvereins in Altenburg 1861). Trotz der Kürze wertvoll durch die Zusammenstellung älterer Literatur und durch Beigabe von vier lithographierten Tafeln (vgl. Correspondenzblatt des Gesamtvereins 1862, Nr. 1).

In diesem Zusammenhang möchte ich auch auf zwei Aufsätze in der Zeitschrift „Thüringen", Verlag Wagner-Neustadt (Orla), V, 1. Heft, Okt. 1929 über „Kratzmuster im Lehmputz als Beispiele alter Handwerkskunst" hinweisen; der Text ist nicht viel wert, um so wertvoller aber die beigegebenen Zeichnungen, da aus diesen hervorgeht, daß auch in dieser bisher noch sehr wenig beachteten handwerklichen Kunstübung uraltes Symbolgut (Sonnenkreis, Wellenlinien, Rhombenmuster usw.) noch fortlebt. — Überhaupt scheint mir eine noch stärkere Berücksichtigung der landschaftlichen Forschung für die Erschließung deutscher Urgeistesgeschichte sehr ergiebig.

Ferner sei noch hingewiesen auf:

A. Meier-Böke, „Die Steinmetzzeichen von Schloß Varenholz". 24. Jahresbericht des Lippischen Bundes f. Heimatschutz u. Heimatpflege f. d. Jahr 1931. Selbstverlag des Bundes. Detmold.

A. Meier-Böke, „Stern und Rose und die anderen Rundornamente". Mit 100 Abbildungen auf 6 Tafeln und einem Ortsnachweis (Lipp. Norden). 25. Jahresbericht d. Lipp. Bundes f. Heimatschutz f. d. J. 1932. Detmold, Selbstverlag des Bundes.

**Magyarische Geschichtsklitterung.** Die schlimmsten, auch wissenschaftlichen Chauvinisten sind oft Abtrünnige des eigenen Volkes. Leider marschiert der Deutsche auch hier in der Verachtung seines eigenen Volkstums voran. Treitschke hat bekanntlich die Zipser Deutschen (Ungarn) für unsere verächtlichsten Volksgenossen erklärt, weil sie geradezu ehrlos ihre Volkheit abstreiften, um falsche Magyaren zu werden. Eine Entschuldigung kann freilich die magyarische Gewaltherrschaft bilden, weil sie den deutschen Angehörigen jeden eigenen Sprachunterricht verwehrte. Ob Hr. Fetich ein Zipser oder ein sonstiger Deutschungar ist, weiß ich nicht. Er bringt es aber über sich, die germanische Vorgeschichte Ungarns in eine angeblich reine Kultur der Hunnen und Avaren zu verwandeln. Als Wissenschaftler weiß er sicherlich, daß die angebliche hunnische Kultur gotisch war und daß die gleiche avarische eine gepidische gewesen ist, wie der tapfere deutschfreundliche Dr. Diculescu als gelehriger Schüler Kossinnas mehrfach nachgewiesen hat. Aber nicht nur Ostgoten und Gepiden, letztere sogar dauernd, haben eine eigene Kultur auf ungarischem Boden geschaffen, sondern auch andere Germanenstämme haben in den Bodenfunden Spuren ihrer Gesittung hinterlassen. Hunnen und Avaren waren und blieben an sich kulturlos.

Aber dieser sonderbare unechte Magyare hat einen besonderen Grund, eine solche Kultur vorzuspiegeln. Denn beide Räuberstämme sind die Vorläufer der gleichrassigen Magyaren, die bekanntlich ein Völkergemisch der verschiedensten Türkstämme waren, die raubend und plündernd das Donauland überfluteten. Hatte Karl der Franke noch den Avaren Halt geboten und ganz Westungarn deutsch besiedelt, so mußten

seine Nachfolger und auch selbst noch Heinrich I. die Magyarenflut über sich ergehen lassen, bis dieser erste Sachsenkönig das Steppenvolk auf seine jetzigen Sitze beschränkte. Natürlich stellt Fetich auch die merowingisch-fränkischen, also noch rein germanisch-deutschen Kultureinflüsse als französische hin, obwohl es damals noch gar keine Franzosen gab.

Es handelt sich also bei der Frühgeschichte des heutigen Ungarns in geographischer Beziehung um rein germanische Bodenfunde, die nichts mit den jeweiligen mongolischen Steppenvölkern zu tun haben, unter deren Herrschaft sich gerade diese großen, edelsten Gotenstämme beugen mußten. Der Name des hunnischen Großthans ist nur gotisch, als Attila überliefert und bedeutet Väterchen. Seine germanischen Verbündeten, nicht nur die gotischen, sahen ihn daher nicht als einen Gewalthaber an, sondern nur als ihren Oberkönig. Erst die römische Kirche und die spätrömische Geschichtsschreibung haben sein Bild verzerrt. Es war die deutsche Tragik, daß Deutsche oder in diesem Falle Ostgermanen gegeneinander auf den katalaunischen Feldern fochten, wo allein die westgotische Hilfe den Sieg der Römer entschied. Sobald Attila starb, wurden die Gotenstämme unabhängig, und der Gepidenkönig herrschte gerade an der Theiß, wo die hunnische Königsburg gestanden hatte.

Wir sind leider eine solche Geschichtsfälschung gewöhnt. Hier stellt sie sich unmittelbar in den Dienst der Erlangung der französischen Gunst. Denn Frankreich läßt das uns abgepreßte Reparationsgeld in reichem Maße auch über Ungarn fließen. Anscheinend ist dies der Dank der französisch eingestellten Gelehrten. Ich halte es aber für meine Pflicht, eine solche Irreführung auf wissenschaftlichem Gebiete niedrig zu hängen. Es ist nicht das erstemal, und gerade diese deutschen Magyarionen sind besonders eifrig, die germanisch-deutschen Einflüsse zu leugnen. Ein bekannter Prälat unter diesen Abtrünnlingen hat es auch fertig gebracht die vormagyarische Besiedlung Westungarns fast bis zum Plattensee abzuleugnen und spätere magyarische Ortsnamen als die ursprünglichen behauptet. Für den deutschfeindlichen Einfluß ist es bezeichnend, daß solche Aufsätze mit Vorliebe in der „Nouvelle Revue de Hongrie", wie im Juniheft 1933 erschienen. Der Herausgeber mit tschechischem Namen ist ein Völkerbundsliterat und schwimmt ganz in französischem Fahrwasser.

Kurd von Strantz.

# Aus der Landschaft

**Alte Überlieferungen von den Externsteinen.** Die Forschungen Teudts und die Untersuchungen Professor Dr. Andrees haben den Blick von neuem auf die gewaltigen Externsteine gelenkt, von denen schon Piderit in seiner „Chronik" 1627 sagt, daß hier viel Zeichen und Wunder geschehen seien, man auch in fremden Landen viel von ihnen rede. Um was es sich bei den Felsen in alter Zeit wirklich gehandelt hat, das ist freilich dem Gedächtnis des Volkes entschwunden, aber schon die Tatsache, daß kein Punkt der lippischen Heimat und insonderheit des Teutoburger Waldes von einem so reichen Sagenkranze umsponnen ist, wie die Externsteine, beweist, daß die Felsen ehedem eine ganz hervorragende Bedeutung besessen haben müssen; denn die Sage haftet sich mit Vorliebe an vorgeschichtlich wichtige Plätze.

Daß übrigens die Erinnerung noch vor wenigen Jahrhunderten echt und unverfälscht war, beweist die Mitteilung in „Zedler, Großes Universallexikon aller Wissenschaften und Künste..." Halle und Leipzig 1734, wo es in Band VIII, Spalte 2358 von den Externsteinen u. a. heißt: „...Auf diesen Felsen haben die Sachsen ein Götzenbild verehret, das Carolus Magnus zerstöret und an dessen Statt in einer Kapelle, so sich auf einem Felsen befindet, einen Altar aufrichten lassen ..."

Hier haben wir also klar und deutlich ausgesprochen, daß der Verfasser die Irmensul als auf den Externsteinen gewesen ansah und zwar auf dem zweiten Felsen, wo jetzt das für die Aufnahme einer solchen Säule geeignete Loch gefunden wurde. Sicherlich ist der Verfasser der Mitteilung im Universallexikon nicht auf den Felsen geklettert, hat das Loch gesehen und daraus etwa seine Schlüsse gezogen, sondern hat sich auf die Überlieferung verlassen.



Am Schluß verweist er auf Fürstenbergs Monumenta Paderbornensis und auf Piderits Chronik. In letzterer ist aber von der gedachten Überlieferung nichts zu finden; Piderit verlegt den Standpunkt der Irmensul vielmehr auf die Arminiusburg bei Schieder. Fürstenbergs Monumenta sind mir leider nicht zugänglich gewesen.

Bei dieser Gelegenheit darf wohl daran erinnert werden, daß sich im Fremdenbuche am Externsteine, das jedenfalls in dem dortigen Gasthaus geführt wurde, eine Eintragung aus dem Jahre 1823 findet, die sich auf die Beobachtung des Mondaufganges vom Sazellum aus bezieht. Der Beobachter, Gustav Otto von Bennigsen, berichtet, daß er in der Nacht vom 2. auf den 3. August 1823 in der hinteren Nische in der Mitte gesessen und durch das gegenüberliegende runde Loch den Mondaufgang verfolgt habe. Um 11.51 Uhr nachts ging das letzte Viertel des Mondes auf. Man habe sich ein wenig nach links beugen müssen, um den Aufgang zu beobachten.

Unterschrieben ist die Eintragung: Externstein, den 3ten August morgens 12½ Uhr 1823. Gustav Otto von Bennigsen.
Frankfurt a. M. K. Wehrhan.

---

Herr Prof. Diehl, Bad Pyrmont, ein Veteran von 1870/71, der die Neunzig bereits überschritten hat, sich aber noch in körperlicher Rüstigkeit eines sehr guten Gedächtnisses erfreut, schickt uns folgende Mitteilung:

„Es war um die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts herum, als wir mit unseren Eltern einmal im Jahre an den Externsteinen weilten. Damals stand noch das alte bescheidene Wirtshaus, und darin hantierte ein altes Weibchen, dessen lebendige Erzählungen uns Kinder zu atemloser Aufmerksamkeit fesselten. Unsere Teilnahme weckte das Bildwerk der Kreuzabnahme und die Frage nach der Ursache der Verstümmelungen. Auch da glaubte uns die alte Frau Auskunft geben zu können. Die Frevler waren die Franzosen, die zur Zeit des Rheinbundes das lippische Land besetzt hatten, und zwar berief sie sich auf ihre eigene Anschauung, ‚als ich noch Kind war'. Wenn man daran denkt, daß damals die Erinnerung an die Französische Revolution noch lebendiger im deutschen Volke lebte als heute, so scheint es natürlich, daß man die Verstümmelung der Gottesmutter in Verbindung brachte mit den Heldentaten der Guillotine."

Aufn. M. Rentwich

**Der „Pilz" oder der „geharnischte Kopf"** vor der Annenkirche in Zobten. Es soll der Unterteil einer Mönchsfigur sein, die mit dem Kloster der Augustiner die in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in den walddeckten Gau Slenzane berufen wurden, zusammenhänge. Die Lage des Klosters ist umstritten. Nach seinem bald erfolgten Verfall sollen die Steinbilder als Grenzzeichen benutzt worden sein (vgl. Geschwendt, Siling, der Schlesierberg. B. Filser Verlag, Augsburg 1928). Möglicherweise besteht aber eine Beziehung zur vorgeschichtlichen Zeit.

**Steinmetzzeichen.** Zu den auf Seite 346 des Heftes 11/33, Germanien, unter der Rubrik „Die Fundgrube" (Runenmarken auf Rügen) abgebildeten Marken möchte ich beitragen, daß, wie in vielen alten Schlössern und Burgen, auch in der Grevenburg bei

Marken in den steinernen Treppenstufen des Turmes der Grevenburg bei Sommersell (ältester Teil um 1550 erbaut).

Sommersell, Bahnstation Steinheim, Kreis Höxter, einem Stammschloß unserer Familie, in den Stufen des Treppenturmes in sich wiederholender Reihenfolge etwa beiliegend abgezeichnete Marken sauber eingehauen sind. Dr. Frhr. v. Oeynhausen.

# Die Bücherwaage

Oskar Almgren, **Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden.** Frankfurt am Main 1934, Moritz Diesterweg. 5 Kapitel, 2 Nachträge 378 Seiten, 8°. 12,— RM.

Wir begrüßen sehr die deutsche Ausgabe dieses grundlegenden Werkes des schwedischen Archäologen über die skandinavischen Felszeichnungen, das zuerst 1927 in Stockholm erschien und von deutschen Forschern vielfach herangezogen wurde. Vor allem den Bemühungen des Bonner Religionshistorikers Carl Clemen ist die Herausgabe dieser deutschen Übersetzung zu danken, die Sigrid Brancken-Bonn verfaßte.

Einen Überblick über die ganzen Felsbilderprobleme gab Almgren 1925 in dem Artikel „Felsenzeichnungen" in Eberts Reallexikon für Vorgeschichte. In seinem Buch sind vor allem die religionsgeschichtlichen Fragen eingehend erörtert. Nach Almgren sind die schwedischen Felszeichnungen nur religiös zu deuten, nicht historisch oder ästhetisch. D. h. es handelt sich primär um Symbolik und Kultsymbolik, nicht um Kunstwerke und keinesfalls um Bilderschrift geschichtlicher Vorgänge (Schlachten usw.).

Es ist Almgrens Überzeugung, „daß wir in unseren Felsbildern religionshistorisches Material von unschätzbarem Werte besitzen" (S. XIV). Insbesondere kann „das reichhaltige Felsbildmaterial von weittragendster Bedeutung für die nordische Religionsgeschichte werden" (S. 288). Es bedarf dazu der Zusammenarbeit „der vergleichenden Altertumswissenschaft, der vergleichenden Religionswissenschaft und der vergleichenden Ethnologie" (S. XIV). Almgren hat die Ergebnisse dieser Wissenschaften verwertet und ließ sich von den verschiedensten Fachleuten beraten. Wir lernen durch ihn eine Reihe von Arbeiten nordischer Forscher kennen, die so hervorragend sind, daß wir ihre Übersetzung ins Deutsche wünschen möchten (insbesondere: W. Brede Kristensen, Livet fra doden, Oslo 1925, und Aufsätze von N. E. Hammarstedt. Nebenbei: Wann endlich erscheint eine deutsche Ausgabe von Grönbechs großem Werke, das für die germanische Religionsgeschichte und Altertumskunde grundlegend ist!). Almgren äußert den Wunsch, „daß religionshistorische Fachgelehrte sich nun ernstlich an die Untersuchung jenes reichhaltigen, echten und unverfälschten Niederschlages des nordischen Bronzezeitkultes heranmachten, der uns in den Felsbildern erhalten ist. Von archäologischer Seite aus dieses Felsbildmaterial ein wenig für die Religionswissenschaftler zurechtzulegen und sie durch Andeutung einer Reihe hier vorhandener Anknüpfungspunkte für religionsgeschichtliche Fragen anzulocken, dies war der eigentliche Sinn und Zweck der vorliegenden Arbeit, die in bezug auf Orientierung und Fassung des Problems nur ein Versuch sein möchte" (S. 330. Sperrungen von mir, O. H.).

A. beschränkt sich im wesentlichen auf die schwedischen Felszeichnungen, die Behandlung der norwegischen seinen norwegischen Fachkollegen überlassend (S. 86). Er sieht in den Felszeichnungen symbolische Zeichen und Darstellungen von Kultriten, letztere sind für ihn der Ausgangspunkt der Deutung und, obgleich die Felsbilder nur in kleiner Zahl ausgesprochen rituelle Szenen enthalten, ist A. der Ansicht, daß auch Einzelbilder als Kultsymbolik gedeutet werden können, in dem sie nur in Kurzschrift gewissermaßen für bestimmte Riten stehen (eine Axt z. B. soll bedeuten das kultische Herumtragen der Axt usw. S. 146). Bei der Frage, ob die Felszeichnungen den Totenkult oder dem Fruchtbarkeits- und Sonnenkult zuzurechnen seien, entscheidet A. sich für das letztere, ohne die Möglichkeit der anderen Ansicht ganz von der Hand zu weisen (S. 280 ff.).

Sonderbar ist, daß A. die Bedeutung der Schuhsymbolik in den Hochzeitsriten übersieht (vgl. z. B. Huth, Janus, Bonn 1932, S. 78), die für seine Gesamtauffassung wichtig ist. Den Leichenbrand faßte als Opfer auf bereits Grimm (Über das Verbrennen der Leichen, Berlin 1850, S. 31). Zur Frage Totenschiff und Toteninsel ist die friesische Sage vom „weißen Aland" heranzuziehen (Lübbing, Friesische Stammeskunde, Jena 1928, S. 136 f.), worauf ich zuerst in „Janus" hingewiesen habe. Übergangen sind die Zeichen der Externsteine und des Brunholdisstuhles, die „Wahlenzeichen" Schlesiens und die Einritzungen an Steinkreuzen. Bedeutsam für die Felsbilderfrage dürften auch jene riesigen Tierbilder (saxon oder white horses) sein, die in England durch Ausschneiden des Rasens auf Kalkfelsen hergestellt und jährlich zur Sommersonnenwende erneuert werden (s. z. B. Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen, L. 1929, S. 91). Wichtig wäre auch, den sog. Blumenteppichen des Fronleichnamtages, deren Muster bisweilen auch mit buntem Sand gebildet werden, auf ihren Ursprung nachzugehen. Die tibetischen, im wesentlichen aber auf altindischer Symbolik beruhenden Mandala (Zauberkreise), die im lamaistischen Kult eine bedeutsame Rolle spielen und den achtgeteilten Jahres- und Weltkreis, den Kalatschakra (Rad der Zeit) darstellen, dürften ebenfalls nicht ganz beiseite bleiben.

Sehr bedauerlich ist aber vor allem, daß die amerikanischen Felszeichnungen übergangen sind, auf deren auffällige Entsprechung zu den europäischen zuletzt H. Wirth hingewiesen hat.

Die Forschungen H. Wirths werden von A. überhaupt nicht berücksichtigt, und die bedeutsame Felsbildforschung H. Schneiders scheint er auch nicht genügend zu würdigen.

Für seine Ansicht, daß die Bronzezeitreligion, ein Sonnen- und Fruchtbarkeitskult, zusammen mit dem Ackerbau aus dem Orient nach Nordeuropa gekommen wäre (S. 67, 290 f., 302, 349 u. a.), hat er nur sehr schwache Gründe vorbringen können unter Übergehung alles dessen, was dafür spricht, daß die ohne Frage bestehenden Zusammenhänge im wesentlichen in umgekehrter Richtung zu deuten sind (so richtig H. Schneider u. H. Wirth). A. ist die Rassenkunde leider unbekannt geblieben: die frühen nordischen Einschläge in Sumer und Ägypten geben doch zu denken.

Ich glaube, hier den Punkt aufgewiesen zu haben, wo einschneidende Kritik notwendig ist. Ich möchte aber nun auch noch auf die Stellen des Buches hinweisen, die als Ansatzpunkt für fruchtbare Weiterforschung dienen können.

A. betont, daß die Felszeichnungen Niederschläge eines großen religiösen Kunststiles sind, „der meist mit vergänglichen Material arbeitete" (S. 273). Wie wir mit Felsmalereien auf umgestürzten Felspartien rechnen müssen, die daher für uns verlorengegangen sind, so müssen wir ferner annehmen, „daß dieselbe Bildmagie durch Malen auf Baumstämme, auf lose Rindenstücke und auf Häute ..., durch Einritzen in Holz, Bein oder Horn ..., durch in Sand ausgeführte Zeichnungen ... zur Ausübung kam" (S. 262 f.). Wenn die Kultriten, die in den Felszeichnungen dargestellt sind, z. T. in Volksbräuchen der Gegenwart oder nahen Vergangenheit erhalten sind, so muß die Frage gestellt werden, ob die alte Symbolschrift, die nur zum kleinen Teil auf den Felszeichnungen erhalten ist, in den Zeichen fortlebt, die wir heute auf vergänglichem Material finden, in dem Schnitzwerk bäuerlichen Hausgeräte, in Giebelzeichen, an Stühlen, Wiegen, Mangelbrettern, Holzschuhen, Spinngeräten, wie auch in Web- und Stickmustern usw. Hier haben deutsche Forscher bereits wichtige Arbeit geleistet, das Werk Grimms fortführend. Da wären zu nennen H. Schneider, H. Hahne, E. Jung, W. Schultz, K. Spieß, Hüsing, H. Wirth, W. Teudt u. v. a. Einen guten Einblick in das, was heute noch erhalten ist, in die gegenwärtige Urgeschichte, gibt Karl Th. Weigel (Lebendige Vorzeit, Berlin 1934). Damit ist die Richtung gewiesen, in der weitergearbeitet werden muß.

Dr. Otto Huth.

Schmidt, Prof. Dr. Ludwig, **Die germanischen Reiche der Völkerwanderung.** Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, 1918, 108 Seiten, mit 8 Tafeln und 2 Karten. (Aus der Reihe „Wissenschaft und Bildung", Nr. 120).

Schmidt gibt eine kurzgefaßte Geschichte über die Wanderungen der germanischen Völkerschaften und die von ihnen begründeten Reiche. Einführend werden die Verteilung der Germanenstämme zur Zeit des Tacitus, ihre Verfassung und ihre Stellung im römischen Reiche geschildert. Nicht ganz glücklich ist der Abschnitt über die Ursachen der Wanderungen. Hier kommt der Wissenschaftler der alten Schule durch, wenn Schmidt schreibt, daß „der den Germanen als einer kulturell verhältnismäßig niedrigstehenden Nation innewohnende Drang nach dem Lichte der auf dem Gipselpunkt stehenden römischen Zivilisation" als erster Grund in Frage käme. Ebenso schief gesehen ist die Schilderung des nur raufenden Germanen, der die Frauen getrost arbeiten läßt, weil er es nicht nötig hat. Auch das Wort „Barbaren" wird etwas häufig für die germanischen Völker gebraucht. — Davon abgesehen, ist das Buch zu empfehlen, zumal die Karten und ein gutes Nachschlageverzeichnis seinen Gebrauch erleichtern.

H—s.

# Zeitschriftenschau

**Zur Jungsteinzeit — der indogermanischen Zeit Mittel- und Nordeuropas.** Aus Altschlesien, Mitteilungen des Schlesischen Altertumsvereins. Selbstverlag Breslau, Bd. 5. 1934. (Festschrift zum 70. Geburtstage von Hans Seger.)

V. Gordon-Childe, **Eine Hirschgeweihaxt aus der Mittelsteinzeit Schottlands.** In Edinburgh befindet sich eine Hirschgeweihaxt, die unweit Stirling auf einem Walfischschädel liegend gefunden wurde. Sie bildet bisher das einzige unzweifelhaft der Mittelsteinzeit zugehörige Stück dieser Art in Schottland und deutet auf engste Beziehungen zur norddeutsch-skandinavischen Muschelhaufenkultur. Beachtenswert ist der Hinweis, daß die natürliche Gestalt der Hirschgeweihäxte Vorbild gewesen sein mag für Form und Verzierung einiger Steinaxtformen. / J. Böe-Bergen, **Zwei neolithische Knochenpfeilspitzen aus Westnorwegen.** Pfeilspitzen aus Stein sind in ganz Skandinavien weit verbreitet, einzigartig dagegen in Norwegen zwei wohlgearbeitete Spitzen aus Horn, die nördlich von Bergen gefunden sind. Der Fundort ist ein typischer Fangplatz, der Fundschichten von der Muschelhaufenzeit bis zur Völkerwanderung aufwies. Die Pfeilspitzen gehören der oberen Muschelhaufenzeit an, entsprechen zeitlich also etwa der Megalithgräberzeit. Vorformen waren bisher in Norwegen nicht festzustellen, dagegen finden sich ähnliche Knochenspitzen im ostbaltischen Gebiet, die jedoch ebenfalls jünger als die Litorinazeit sind. Es ist zu bedenken, daß am Rande des Eismeeres ein Gebiet ist, das altsteinzeitliche Formen lange bewahrt und an die arktischen Völker weitergegeben hat. / Leonhard Franz, **Nordböhmische Steinzeitfunde.** Auf der Domänenpachtung Drum bei Böhmisch-Leipa in Nordböhmen konnte eine stichbandkeramische Siedlung aufgedeckt werden. Es fand sich eine Anzahl von etwa 2 m großen, teils runden, teils ovalen Gruben mit starken Herdbrandspuren, Kulturresten und z. T. Erdbänken. Pfostenlöcher fanden sich nicht, die etwaige Bedachung kann also nur leicht gewesen sein. Unmittelbar dabei fanden sich vier Reihen Pfosten, die ein 15 m langes, 7,80 m breites rechteckiges Gebäude ergaben. Durch Vergleich mit den ganz ähnlichen Funden von Köln wird dieses Haus als Kornspeicher gedeutet, wobei die Innenpfosten einen erhöhten Boden getragen haben sollen. Es ist selbstverständlich, daß die kümmerlichen Gruben daneben nicht die Wohnräume dieser Ackerbauer gebildet haben können, doch ist die bei dieser Deutung vorauszusetzende eigentliche Siedlung an beiden Stellen noch nicht gefunden worden. Das Haus enthielt weder Funde noch Herdstellen. — Unweit von Drum, am Töllenteich, ist außerdem ein Jagdplatz mit zahlreichen Feuersteingeräten festgestellt worden, die deutlich Tardenoisienherkunft verraten, vermutlich aber doch jungsteinzeitlich sind, und entweder aus Überlieferung oder aus Zweckmäßigkeitsgründen diese alten Formen bewahrt haben. — Auch altsteinzeitliche Funde sind inzwischen in Nordböhmen festgestellt worden. / Werner Boege, **Zwei Funde sächsisch-thüringischer Amphoren in Schlesien.** Bei Wiltschau, Kr. Breslau, fand sich eine tiefe, fischblasenförmige Grabanlage, an deren einer Seite sich eine stark gebrannte, herdartige Steinschicht befand, und in der ein ungewöhnlich großer, starknochiger Mann in angehockter Stellung beigesetzt war. Über dem Toten zeigten sich in der Grube weitere Brandspuren, die auf lange Totenopfer hindeuten. In dem Grabe stand ein Gefäß mit Schnurösen, das ebenso wie das zweite Stück dieser Art, die Amphore von Sieglitz, Kreis Glogau, den sächsisch-thüringischen Amphoren zugehört und die engen Beziehungen zwischen Schlesien und dem thüringischen Gebiet bezeugt. / Walther Schulz, **Ein wichtiger schnurkeramischer Grabfund aus Mitteldeutschland.** Auf dem Galgenberg bei Schraplau im Mansfelder Seekreis, einer bekannten Begräbnisstätte der Schnurkeramiker, fanden sich in einem Kindergrabe miteinander eine schnurkeramische Amphore und eine Bernburger Tasse. Damit ist der erste, wirklich eindeutige Beweis für die Gleichzeitigkeit dieser beiden wichtigen, indogermanischen Kulturen in diesem Gebiete gegeben. Der Aufsatz befaßt sich sodann eingehender mit der Entstehung und dem Alter der Schnurkeramik. Immer deutlichere Anzeichen sprechen dafür, daß sie an Ort und



Stelle aus den alt- und mittelsteinzeitlichen Kulturen hervorgegangen ist, und daß sichtbar vorhandene Beziehungen zu benachbarten Gebieten keineswegs immer Entlehnungen und Einwanderungen bedeuten müssen, sondern gerade hier auf eine gemeinsame Wurzel hindeuten. Mit Entschiedenheit weist Verfasser die Versuche zurück, die Schnurkeramik erst am Ende der Jungsteinzeit aus Südrußland einwandern zu lassen. / Walter Matthes, **Ein Versuch zur Wiederherstellung jungsteinzeitlicher Wandbehänge.** Die bekannte Steinkiste von Göhlitzsch, Kr. Merseburg, — das Grab eines Kriegers des schnurkeramischen Volkes — ist an ihren Innenflächen reich mit eingeritzten Ornamenten verziert. Diese verzierten Steinplatten zeigen uns offensichtlich die Wiedergabe jungsteinzeitlicher Wandteppiche. Wir sehen, daß sie aus mehreren Stücken zusammengesetzt sind, die durch Languettenstich miteinander verbunden waren. Die Musterung ist zweifellos nicht eingewebt, sondern aufgestickt, Verfasser nimmt an, im Stielstich, der bekanntlich auf der rechten Seite eine Schnur bildet und so der Schnurverzierung der Töpferware entsprechen würde. Der Leinen- oder Wollstoff dürfte naturfarben gewesen sein, die Stickerei war rot, wie noch an den Farbspuren der Steinplatten zu erkennen ist. Wir gewinnen damit eine lebhafte Bereicherung unseres Wissens um die Wohnkultur der Jungsteinzeit, um so willkommener, als Reste vergänglicher Stoffe äußerst selten erhalten sind. / Ernst Petersen, **Der Einfluß der jütländischen Einzelgrabkultur auf die jüngere Steinzeit Schlesiens.** Daß Schlesien von seiten der nordischen Megalithgräberkultur Einflüsse und Einwanderungen erfahren hat, ist längst bekannt. Jetzt zeigen sich jedoch auch lebhafte Beziehungen zur gleichzeitigen jütländischen Einzelgrabkultur. So wurde in einem Grabe bei Wirrwitz, Kr. Breslau, ein typischer Schnurbecher alter jütländischer Form gefunden, der keineswegs mit der thüringischen Gruppe in Verbindung gebracht werden kann. Auch an anderen Stellen wurden Einzelgräber echt jütländischer Form aufgedeckt. In diesem Zusammenhange gewinnt das Vorkommen der sogenannten Mörser- oder Blumentopfbecher erneute Bedeutung. Schon Kossinna hat in ihnen einen Wanderweg von Jütland nach Schlesien erkennen wollen. Jetzt zeigt sich, daß das für den uralten Wanderweg oderaufwärts recht wohl zutrifft. Hier finden sich die echten, unbeeinflußten Formen, während die weiter ostwärts vorkommenden Funde bereits Besonderheiten zeigen. Es zeigt sich also für die jüngere Steinzeit in Schlesien ein Nebeneinander verschiedener Kulturen, unter denen die nordischen Kulturen eine recht bedeutende Stellung einnehmen. / Bruno Ehrlich, **Ein jungsteinzeitliches Dorf der Schnurkeramiker in Succase, Kreis Elbing.** In Succase an der Haffküste ist es endlich geglückt, in einer schnurkeramischen Siedlung auch gesicherte Häuser festzustellen. Es konnten bisher eine ganze Reihe von Hausgrundrissen aufgedeckt werden. Sie liegen in Abständen von 1,50 bis 2 m voneinander, ihre Breite beträgt 4 bis 6 m, ihre Länge 10 bis 12 m. Es sind durchweg fast rechteckige Vorhallenhäuser. Die Herde liegen in Richtung der Mittelachse des Hauses und sind vorzüglich gebaut. Die Wände bestehen aus 2—3 Reihen von Pfählen, die teils mit gespaltenen Stämmen und Erde ausgefüllt, teils durch Flechtwerk verbunden sind. Starke Mittelpfosten trugen das Steildach. Auch Vorratshäuser und Kellergruben wurden festgestellt. Die Hinterlassenschaft an Kulturresten ist reich. Die zahlreichen Gefäße zeigen eindeutig die Herkunft dieser Siedler aus dem Elb-Saalegebiet. Bei Fortsetzung der Grabung dürfen noch wichtige Aufschlüsse erwartet werden.

## Kultur und Technik

Ernst Frickhinger, **Spiralkeramische Siedlung bei Nähermenningen, B. A. Nördlingen.** Germania, Anzeiger der römisch-germanischen Kommission. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin. 18. Jahrg. Heft 4, 1934.

Bei Nähermenningen wurde eine spiralkeramische Siedlung aufgedeckt, in der eine Grubenwohnung mit schrägen Pfostenlöchern, also zeltartiger Bedachung, sowie Feuerstellen, Vorratsgruben und zahlreiche Pfostenlöcher festgestellt wurden. An den Gefäßresten wurden außer anderen Nahrungsresten insbesondere die Spuren von Bierbrot gefunden. Damit ist die Bierbereitung bereits für die Jungsteinzeit erwiesen, während bisher Funde darüber nur aus verhältnismäßig recht später Zeit bekannt waren. Die Ausbeute an Gefäßen, Webegewichten, Haustierresten u. a. war reich. Bemerkenswert ist der Fund von drei Teilen eines menschlichen Schädels, die sich mitten im Abfall zwischen Tierknochen fanden. Verfasser erinnert an den etwa gleichzeitigen Befund in der Hanseles Hohl bei Fronhofen, in dem man Anzeichen von Kannibalismus hat sehen wollen, und möchte hier an ähnliches denken. Wenig später ist der Platz noch einmal be-

siedelt worden. / Stefan Paulovics, **Römischer Basternenkopf aus Bronze im Ungarischen Nationalmuseum.** Germania. 18. Jahrgang. Heft 4, 1934. P. veröffentlicht ein Bronzeköpfchen mit wohlgeordnetem Haupt- und Barthaar, das er nach eingehender Vergleichung mit den Basternendarstellungen auf dem Siegesmal von Adamklissi für einen Basternenkopf ansehen möchte. Das Köpfchen dürfte von germanischen Söldnern nach Pannonien gebracht worden sein. / Peter Paulsen, **Der Goldschatz von Hiddensee.** Mannus. Verlag Kabitzsch, Leipzig. 26. Jahrgang. Heft 1/2, 1934. Der Aufsatz widmet dem Goldschatz von Hiddensee, einem der köstlichsten und zugleich kostbarsten Zeugen nordgermanischen Kunstschaffens, eine eingehende Würdigung. Er untersucht zunächst seine Fundgeschichte und knüpft dann an die Untersuchung der einzelnen Stücke eine weitgreifende Betrachtung über das gesamte Kunstschaffen dieser spätnordischen Zeit und seine vielfältigen Beziehungen. Das gewaltige Geistesringen jener Zeit, der Kampf zweier Welten, des Germanentums und des Christentums, wird vor unseren Augen lebendig, und der Goldschatz von Hiddensee wird zum lebendigen Zeugen jenes Machtkampfes, in dem die kleine Ostseeinsel einen wichtigen strategischen Stützpunkt gebildet haben muß.

Hertha Schemmel.

**„Das Bild"**, die völkisch geleitete Kunstzeitschrift, auf die wir schon mehrfach empfehlend hingewiesen haben, widmet das Heft 9/34 im wesentlichen der bildenden Kunst in Rheinland und Westfalen, beschränkt sich aber, wie auch in den anderen Heften, nicht auf die Gegenwart, sondern setzt für den germanischen Raum und für die germanische Zeit genau so gut wirkliches Kunstschaffen voraus.[1] Ein reichbebilderter Aufsatz von Fritz Witte behandelt das Werden des deutschen Ornamentes in den Rheinlanden; Franz Langheinrich gibt einen kurzen Bericht über die Externsteine, der allerdings die Ausgrabungen des letzten Sommers noch nicht berücksichtigt. Besonders wesentlich scheinen uns die grundsätzlichen Feststellungen in dem Aufsatz „Westgermanische Tongefäße" von Dr. R. v. Uslar. „Die Urgeschichtsforschung sucht nach im Boden gemachten Funden, nach deren Formen und Formenwandel das historische Geschehen in der Zeit zu erkennen, für die wir noch keine schriftlichen Aufzeichnungen besitzen. Sie tastet mit peinlicher Genauigkeit das Profil der Gefäße ab, stellt daran Veränderungen fest und bemüht sich darauf, Älteres von Jüngerem zu scheiden. So kommt sie dazu, aus der materiellen Hinterlassenschaft, die der Boden in reichlich willkürlicher Auswahl bewahrt hat, auf den kulturellen Zustand und die geistige Veranlagung der Hersteller und Benützer dieser Gegenstände zu schließen, den geschichtlichen Verlauf des Werdens und Vergehens von Völkern und Stämmen wenigstens ahnen zu lassen." — „Mit Unrecht wird gelegentlich über die ‚Scherbenwissenschaft' gelächelt, die aus unansehnlichen Topfresten weittragende Erkenntnisse gewinnen zu können vorgibt. Vielmehr sind Formenwandel und Veränderung der Tongefäße nicht willkürliche Vorgänge, sondern Ausdruck eines gesetzmäßigen Zwanges. Sie stehen offenbar in Wechselbeziehung zu der geistigen Haltung und dem Kulturzustand der Zeit. Mit zunehmender Anhäufung der Zivilisationsgüter schwindet eine derartige Bindung für die Dinge und Geräte des täglichen Kleinbedarfs als von zu untergeordneter Bedeutung im Gesamthaushalt. Es können also für die heutige Keramik die für die germanischen Tongefäße geltend gemachten Gesichtspunkte in keiner Weise mehr zutreffen. Nicht mehr aus innerem Zwang, sondern aus gewollter Überlegung der modernen Keramik geschaffen. Es besteht ein weltenferner Unterschied zwischen einem modernen Service, das seine Begrenzung nur in seiner praktischen Verwendungsfähigkeit findet, und dem in sich ruhenden Formenvorrat vorgeschichtlicher Tonware. Unsere germanischen Gefäße sind historische Urkunden und Ausdruck innerer Verpflichtung; heutige Keramik kann Zeugnis künstlerischen Schaffens sein, das in durchaus eklektischer (auswählender) Weise alle ihm bekanntgewordenen Mittel benutzt."

[1] Das Bild. Monatsschrift für das Deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von der Hochschule für bildende Künste, Karlsruhe i. B. Verlag C. F. Müller, ebenda. Jahrgang 1934. Heft 9. Preis im Dauerbezug 1 RM., einzeln 1,25 RM.

**„Volk ohne Raum scheint das Urproblem aller Geschichte zu sein, seit ein indogermanisches Bauerntum im nördlichen Mitteleuropa besteht."**

**Walter Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse.**



# Vereinsnachrichten

## Ortsgruppen und Arbeitskreise

Altmark: Richter, Kurt, Neulingen üb. Seehausen/Altm.
Augsburg: Dr. med. O. Hennig, Kaiserstraße 15.
Berlin: E. Weber, Studienrat, Spandau, Roonstraße 16.
Bremen: E. Ritter, Kreftingstraße 10.
Brilon: Nierfeld, Frau J., Niedernstr. 9.
Darmstadt: Dr. Brüning, W., Wilhelminenplatz 14, I.
Düsseldorf: Müller, Siegfried, Direktor, Winkelsfelderstraße 34.
Eschwege: Heinemann, Major a. D., An den Anlagen 14.
Essen: P. Ricken, Studienrat, Essen-Rellinghausen, Sundernholz 35.
Grabow/Meckl.: Ritter, Gustav, Schriftsteller.
Hagen: F. Kottmann, Ing., Eppenhauserstraße 31.
Hamburg-Altona: Sturm, Karl, Hamburg 39, Scheffelstraße 24.
Hannover: Prietze, Reg.- und Baurat, Hannover-Linden, Falkenstraße 8.
Heidelberg: Dr. Uebel, Direktor, Heidelberg-Rohrbach, St. Peterstraße 21.
Ilmenau: Höhne, Georg, Oberlehrer, Unterpörlitz b. Ilmenau/Thür., Hauptstr. 14.
Jena: Martin, Frau Studienassessor, Kronfeldstraße 5.
Kassel: F. Stück, Architekt, Hohenzollernstraße 85.
Kiffingen: Fischer, Hermann, Schulleiter, Kiffingen.
Köln/Rh.: K. Waldhecker, Ubierring 5.
Köslin: Weber, Rektor, Danziger Str. 75.
Leipzig: Dr. Mommer, Leipzig C 1, Kickerlingsberg 12.
Oberhausen: Brons, Frl. C., Hindenburgstraße 96.
Oeynhausen: Dr. Beyer, Oberstudiendirektor, Hindenburgstraße 22.
Oldenburg: Dr. Steinhoff, Margaretenstraße 14.
Osnabrück: Kringel, Frau E., Herrenteichstraße 1.
Rostock: Auguftin, Alarich, cand. phil. Alexanderstraße 66.
Stralsund: Dr. Holtz, Wasserstraße 31.
Stuttgart: Dr. Keßler, Robert-Bosch-Str. 91.
Welzin b. Treptow/Pom.: Kirchner, Frau.
Wilhelmshaven: Herbold, Studienrat, Gökersstraße 106.
Wuppertal: vorläufig frei.

**Ortsgruppe Groß-Berlin.** Auf dem geselligen Abend am 8. 11. 1934 sprach Herr Chemigraph F. G. Krause an Hand einer selbstgezeichneten Karte über die am 16. 9. 1934 besichtigten vorgeschichtlichen Denkmäler des Blumenthals, lehnte die auch von Fontane vertretene Auffassung der Steinreihen bei der sogenannten Stadtstelle als der Überreste einer Stadt ab und wies auf sonstige Sachaltertümer der Gegend hin, z. B. auf die Steinkreise, unter denen sich ein 200 Schritt im Umfang messender Wunderberg (Labyrinth, Trojaburg) befindet. Am Schluß seines anregenden, mit lebhaftem Beifall bedankten Vortrages, regte er an, Schritte bei den maßgebenden Stellen zu tun, damit die noch vorhandenen Denkmälerreste unter Schutz gestellt werden.

Darauf gab der Gruppenleiter einen kurzen Bericht über die Questenfeier in Questenberg am Harz, die Harzburger Tagung und die Detmolder Hauptversammlung. Weiter verlas er die Erklärung des Leipziger Astronomen Hopmann, daß er nunmehr die astronomische Ausrichtung der Wälle des Oesterholzer Sternenhofes anerkennt und auch dem Quellenhügel eine solche beimißt. Zum Schluß wies der Leiter auf einen Aufsatz von Prof. Wahle hin, nach dem bei Metze in Hessen eine Ding- und Weihestätte der Hessen einwandfrei festgestellt ist. Am 28. 11. 1934 sprach der Vorsitzende Edmund Weber über die altdeutsche Runenschrift. Er zeigte einleitend eine Reihe von Runenfunden aus den Mooren und Gräbern der germanischen Zeit sowie Abbildungen des germanischen Fudarks von 24 Zeichen und der kurzen nordischen Reihe von 16 Zeichen. Dann gab er eine Einführung in die Runenkunde, soweit sie die altdeutsche Runenschrift betrifft, betonte, daß die Runen ursprünglich heilige, kraftgeladene Zeichen gewesen und erst allmählich in geschichtlicher Zeit auch zu rein weltlichen Alltagszwecken verwendet worden sind, und vertrat zum Schluß die

Ansicht, daß die Runen eigenwüchsiges und bodenständiges Geistesgut der Germanen und mit den altgriechischen und altitalischen Schriftzeichen urverwandt sind.

**Ortsgruppe Hagen i. Westf.** Herr Ingenieur Kottmann eröffnete die Mitgliederversammlung vom 3. Nebelungs und gab einen Bericht über den augenblicklichen Stand der Ausgrabungsergebnisse an den Externsteinen und über die Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte in Detmold am 6. und 7. Oktober.

Fräulein Emma Kottmann sprach über das Thema: „Gemeinsames in vorgeschichtlichen Kultgebräuchen der Nordischen und der Mittelmeervölker".

Die Vortragende unterschied zwischen der äußeren Form der Religionen, die uns in Dogmen und Kultbräuchen entgegentritt, und dem geistigen Gehalt, dem von der Priesterschaft gehegten Weistum. Die großen Führer der alten Religionen bekannten sich alle zu dem Gedanken: der Geist ist alles, zu dem Glauben an ein ewiges Leben, an die Wiederkehr des Sonnenlogos. So erscheinen die Göttergestalten des Volksglaubens als verschiedene Auswirkungen derselben geistigen Kraft. So ist auch der Sonnendienst der nordisch-indischen Völker von dem Bewußtsein getragen, daß hinter dem sichtbaren Himmelslicht ein unsichtbares Geistwesen steht. — Am Schluß ihrer Ausführungen warf Frl. Kottmann die Frage auf: Deuten die letzten Grabungsergebnisse an den Externsteinen darauf hin, daß wir hier eine Kultstätte vor uns haben, an der nordischer Sonnenkult und mittelmeerischer Monddienst sich überlagern? Sind an den Externsteinen Mysterien begangen worden, wie sie uns aus Griechenland und Ägypten überliefert sind?

Herr Oberstudiendirektor Doller, Hagen, berichtete von persönlichen Erlebnissen und Eindrücken im Ausgrabungsgelände Trier.

Am 1. Julmond versammelte sich die Ortsgruppe Hagen der Freunde germanischer Vorgeschichte im Hagener Museum, um einen Lichtbilder-Vortrag zu hören. Herr Fr. Wilms aus Gelsenkirchen sprach über die „Geheimnisse des Heidentempels zu Drüggelte". Der Vortrag setzte keine wissenschaftliche und feststehende Tatsache vor, sondern war bewußte Kleinarbeit eines Laien auf dem Gebiete der Vorgeschichte, die für die Wissenschaft nur Hinweis und Anreiz sein sollte. Hier konnte man sehen, wie jeder persönlich „forschen" kann im Dienste germanischer Vorgeschichte und damit deutscher Kulturgeschichte überhaupt. Ausgezeichnete Lichtbilder des Innern dieses Heidentempels vermittelten sogleich einen Eindruck des Geheimnisvollen. Der Tempel, ein regelmäßiges Zwölfeck, wird von merkwürdigen Säulen in 3 Zonen geteilt. Die Kapitäle dieser Säulen sind mit seltsamen Zeichen und Bildern bedeckt, die in früherer Zeit teilweise mit Absicht zerstört worden sind. Sie zeigen altgermanische Runen und Darstellungen von Gestalten aus dem Mythos unserer Vorfahren. Der stark aufgeteilte Raum wird durch 7 schmale schartenförmige Fenster notdürftig erhellt. Durch sie fällt der Sonnenstrahl in die Mitte der innersten der 3 oben erwähnten Zonen mit 4 Säulen und gleitet langsam und unaufhörlich weiter. Verschwindet der Strahl an der einen Seite, so tritt er in diesem Augenblick durch das nächste Fenster ein und beginnt von neuem seinen Lauf über den Boden dieser im Zentrum des Tempels gelegenen, säulenumstellten Zone. Wie bei anderen derartigen Bauwerken soll der erste Lichtstrahl der Tag- und Nachtgleiche durch das mittlere Fenster dringen und den Tempel durch seine Spur halbieren, als Symbol des zweigeteilten Jahres. Der Redner glaubte den Schluß ziehen zu dürfen, daß wir es hier mit großer Wahrscheinlichkeit mit einer altgermanischen Sonnen- und Gestirnswarte zu tun haben. Dadurch, daß an einer der 12 Seiten eine Apsis als Altarraum angebaut ist, ist auch die Meinung aufgekommen, daß die Drüggelter Kapelle eine Nachbildung der Heilig-Grab-Kirche zu Jerusalem sei, während der Zeit der Kreuzzüge entstanden. Aber es ist leicht festzustellen, daß diese Apsis erst in einer späteren Zeit dem Bau angefügt ist. Zum Schluß wies der Redner noch auf den Volksmund hin, der diese Kapelle den „Heidentempel zu Drüggelte" nennt. Eine sehr angeregte Aussprache beschloß den Abend. Hoffentlich werden durch einwandfreie wissenschaftliche Untersuchungen die Geheimnisse des Heidentempels zu Drüggelte bald gelüftet. K.-P. S.

**Mannusleser. Wir bitten unsere Mitglieder, die gleichzeitig Bezieher des „Mannus" sind, dies an unsere Geschäftsstelle (Detmold, Bandelstr. 7) mitzuteilen.**

**Wir bitten unsere Mitglieder, die Mitgliedskarten für 1935 bei der Hauptstelle, Detmold, Bandelstraße 7, anzufordern. Wegen der Menge der Schreibarbeiten können wir die Mitgliedskarten zunächst nur denjenigen Mitgliedern zusenden, die sie verlangen.**




# Germanien

## Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935 Februar / Hornung Heft 2


## Die Auflösung der germanischen Rassenpflege durch das mittelalterliche Christentum

**Von Hans F. K. Günther**

Aus dem soeben erschienenen Buch von Prof. Dr. Hans F. K. Günther, „Herkunft und Rassengeschichte der Germanen" (J. F. Lehmanns Verlag. Preis geh. 4.80 RM., in Leinen RM. 6.—) bringen wir mit freundlich gewährter Genehmigung des Verlages den nachstehenden Abschnitt.

Im folgenden soll nicht untersucht werden, ob die kirchlichen Lehren, zu denen die Germanen bekehrt werden sollten, die rein erhaltene Lehre des Galiläers Jesus noch hinreichend darstellen konnten. Diese ursprüngliche Lehre wird, wie die wissenschaftliche Bibelkritik erwiesen hat, kaum je in zulänglicher Weise ersatzt werden können. Zu den Germanen kam das Christentum jedenfalls als eine im wesentlichen artfremde, morgenländische Lehre. Daß sie als eine Lehre für Morgenländer gedacht war, zeigt vielleicht schon das Wort Jesu, er sei nicht gekommen, das jüdische Gesetz aufzulösen, und mögen ferner solche Worte andeuten wie Matthäus 10, 5 und 6; 15, 24; 15, 26 — Worte, die besagen, daß Jesus sich mit seiner Verkündigung nur an die Juden wenden wollte. (Das Wort „Gehet hin und lehret alle Völker" ist als unecht, als ein späterer Zusatz, erwiesen.) Die Frage der rassenseelischen Richtung des Christentums kann aber hier unerörtert bleiben, da nur betrachtet werden soll, wie die kirchlichen Lehren — die also keineswegs das gleiche sind, wie das ursprüngliche Christentum — seit dem Zeitalter der fränkischen Bekehrungskriege gegen das „heidnische" Germanentum auf die germanische Rassenpflege eingewirkt haben müssen.

Da der Bekehrungseifer — Ereiferung für einen Glauben als eine morgenländische Erscheinung steht der kennzeichnend nordischen Duldsamkeit der indogermanischen Glaubensform gegenüber[1] — nach Möglichkeit alle Zeugnisse der „heidnischen" Vergangenheit austilgte, sind über die Auswirkung des Zusammenstoßes der kirchlichen Lehren mit

[1] Vgl. Günther, Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens, 1934, S. 112; Günther, Frömmigkeit nordischer Artung, 1934, S. 35.

der germanischen Überlieferung auf die germanische Rassenpflege kaum Zeugnisse erhalten. Es muß daher eine grundsätzliche Gegenüberstellung beider Glaubenswelten im Hinblick auf diese Rassenpflege versucht werden, eine Gegenüberstellung, die bei gebotener Kürze etwas grob und schematisch ausfallen muß, zumal ja die Wirklichkeit des menschlichen Lebens auch Vorstellungen aus einander widersprechenden Geisteswelten miteinander zu den verschiedensten Ausgleichen verbinden kann. In Wirklichkeit geht ja der Kampf der bezeichneten Geisteswelten bis auf heute weiter, und das Christentum beider großen christlichen Bekenntnisse ist nicht mehr das den Germanen gepredigte Christentum des früheren Mittelalters und seiner Bekenner im damaligen „Rassenchaos" der Mittelmeerländer.

Das mittelalterliche Christentum hat zunächst die Völker- und Rassenschranke als gottwidrig bekämpft: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier" — so Paulus im Galaterbriefe 3, 28. Das war gewiß im Hinblick auf jenseitige Werte gesagt: gegenüber Gott weder Jude noch Grieche, weder Freier noch Unfreier. Das Neue Testament ist auch gegenüber der Sklavenfrage gleichgültig, und zwar aus folgerichtigem Denken, denn alle irdischen Verhältnisse sind gegenüber den jenseitigen Werten ohne Bedeutung, höchstens daß Wohlhabenheit von den jenseitigen Werten abziehen kann. Ferner konnte die Sklavenfrage und Ständefrage keine Bedeutung erlangen in einem eschatologischen Jenseitsglauben, d. h. einem Glauben an ein baldiges Weltende und Hereinbrechen des Reiches Gottes. Als aber dieses Weltende sich nicht ereignete, wurde aus solchen Sätzen, wie Paulus sie ausgesprochen hatte, eine diesseitige Folgerung gezogen: die Aufhebung der Völker- und Rassenschranken, der Schranken zwischen Frei und Unfrei. Die Athener lehrte Paulus (Apostelgeschichte 17, 26), die Menschen seien alle aus einem Blute geschaffen: ex uno sanguine, wie die Vulgata übersetzte, deren Wortlaut durch die Bekehrung im Abendlande für die Germanen zur verpflichtenden Heiligen Schrift wurde.

In Athen war diese Gleichheitsbotschaft keine neue Lehre, denn die späten Hellenen, ein wirres, entnordetes Rassengemisch, dachten größtenteils selbst so. Sie waren, wenigstens in den Städten, auch größtenteils Nachkommen von Sklaven der früheren, jetzt ausgestorbenen Hellenen und Nachkommen der zugewanderten Fremdstämmigen (Metoiken), und solche Bevölkerungen neigen immer zur Gleichheitslehre, die ihnen ihre Abstammung rechtfertigen oder verhüllen soll. Ebenso haben die Juden, aus deren Geistesschulung Paulus stammte, in hellenistischer und römischer Zeit überall da gerne Gleichheitslehren verbreitet, wo ihnen noch ein überliefertes Artbewußtsein der anderen entgegenstand. Gerade an der Umdeutung eines Begriffes indogermanischer Prägung wie humanitas aus einem Zielbegriff der völkisch verstandenen Vollmenschlichkeit und Edelingsart[1] zum schlagwörtlichen Begriffe eines alle Abstammungsunterschiede aufhebenden „Menschheitsgedankens" sind besonders Juden beteiligt gewesen. Das ex uno sanguine wurde nun aber den noch gänzlich in der rassentümlichen Überlieferung der Indogermanen lebenden Germanen gepredigt, und zwar als eine Glaubensverpflichtung, niedergeschrieben in der Heiligen Schrift.

Die rassischen Folgen der Gleichheitslehre des mittelalterlichen Christentums — vorher möglichste Reinheit des nordisch-fälischen Rassengemischs der Germanen, nachher Vermischung mit dunklen, kurzköpfigen Bevölkerungen und mit der nicht-nordischen Knechteschicht — hat schon v. Hölder aus den Grabfunden erkannt: die rassische Gleichförmigkeit der Skelette in den Reihengräbern der Germanen erkläre sich völlig aus den germanischen Ehegesetzen mit ihrem Verbot der Ehe zwischen Freien und Unfreien. v. Hölder weist dabei auf die Lex Frisionum (Tit. VI, § 1 und 2) hin; aber

[1] Pauly-Wissowa, Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften, Supplement-Band V, 1931, unter „humanitas", Sp. 308.



alle germanischen Gesetze, so fügt v. Hölder mit Recht hinzu, enthielten die gleichen Bestimmungen über Einhaltung der Rassenschranken gegenüber den Unfreien, den servi und ancillae, wie sie in den lateinisch geschriebenen Gesetzen heißen[1]. Bis zum 9. Jahrhundert lasse sich die Einheitlichkeit der Reihengräberskelette verfolgen, dann beginne sie zu schwinden. „In erster Linie war es der Sieg des Christentums, welcher die Vermischung in hohem Grade förderte[2]."

Die Grabfunde mögen wohl den Eindruck einer rasch vor sich gehenden Rassenkreuzung ergeben; aber wahrscheinlich hat, wie immer in solchen Fällen, die Überlieferung einer gewissen Rassentrennung, erst allmählich schwindend, noch einige Jahrhunderte fortgedauert, wenn auch die kirchlichen Lehren eine solche Trennung verwarfen. Zunächst könnte ja das Vorkommen nichtnordischer Formen in den Gräbern nur eine gleich sorgfältige Bestattung der freien wie der unfreien Schicht andeuten, während vorher nur die Freien sorgfältiger in den Reihengräbern bestattet worden waren. Auch v. Hölder vermutet einen solchen Vorgang vor der eigentlichen Rassenkreuzung: „Mit der Einführung des Christentums beginnt in allen Gräbern Deutschlands eine derartige Veränderung, welche nicht anders erklärt werden kann als dadurch, daß die längst neben dem reinen germanischen Typus als Hörige und Knechte vorhandenen Brachyzephalen [Kurzköpfe] von da an allmählich nicht mehr getrennt begraben wurden[3]." In vorchristlicher Zeit seien Unfreie und Landfremde abgesondert bestattet worden[4].

Die Kirche machte vielfach Unfreie zu Geistlichen, wodurch sie in den Stand der Freien erhoben wurden. Manche Bischöfe scheinen gerade Unfreie wegen deren größerer Gefügigkeit in die Geistlichkeit aufgenommen zu haben. v. Hölder verweist für diese Annahme auf Kapitel 119 der Beschlüsse der Synode zu Aachen vom Jahre 816—17. Im Frankenreiche wurden die Priester hauptsächlich dem unfreien Stande entnommen, weil ein Freier nicht ohne Erlaubnis des Königs Priester werden durfte[5]. Im 11. und 12. Jahrhundert aber hat sich erst die Ehelosigkeit der niederen Geistlichen durchgesetzt, wodurch die Fortpflanzung der in den Stand der Freien erhobenen Geschlechter wieder gehemmt wurde.

In Schweden und Norwegen ist in vielen Gebieten die Rassenschranke zwischen Freien und Unfreien viel später als im südlicheren Germanien gefallen, weil das Christentum dort viel später eindrang. In Schweden gab es viele unfreie Knechte, die von Finnland her, aus Gebieten überwiegend nicht-nordischer Rasse, eingeführt worden waren. Die größte Zahl von Unfreien scheint Schweden um 1200 gehabt zu haben, wenn auch damals unter südlich-christlichem Einfluß schon viele Freilassungen stattgefunden hatten. Aber bis ins 14. Jahrhundert noch gab es in Schweden viele Unfreie, am meisten wohl in Uppland, der Landschaft gegenüber der finnischen Küste, in der durch den Sitz des Königtums und die Güter der mächtigen Großbauern der Bedarf an Knechten größer war. Eben in manchen Gegenden der Landschaft Uppland finden sich aber heute verhältnismäßig viele kurzköpfige Menschen mit breiten Gesichtern, betonten Jochbeinen (Backenknochen) und Zügen ostbaltischer Rasse, wie sie in Finnland häufiger sind. Als um 1200 und später die Unfreien in Schweden frei wurden, zogen diese Menschen, da es noch genug bebautes Land gab, in die unbebauten und als unwirtlich angesehenen Gegenden. An Siedlungs- und Dorfnamen kann man in vielen Fällen solche Orte als die Rodungen und Gründungen von Freigelassenen erkennen. Nun sind aber eben in diesen

[1] v. Hölder, Über die in Deutschland vorkommenden, von Herrn v. Virchow den Friesen zugesprochenen niederen Schädelformen, Archiv für Anthropologie, Bd. XII, 1880, S. 350.
[2] v. Hölder, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen, Jahreshefte d. Vereins für vaterl. Naturk., 32. Jahrg., 1877, S. 450.
[3] v. Hölder, in der angegebenen Arbeit, Archiv für Anthropologie, Bd. XII, 1880, S. 343.
[4] v. Hölder, in der angegebenen Arbeit von 1877, S. 437.
[5] Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte, Bd. I, 2, 1845, § 124, S. 446.

Gebieten die Menschen meistens dunkler in Haut-, Haar- und Augenfarben als die anderen Schweden, zugleich in ihrem seelischen Wesen scheuer, einfältiger, mißtrauischer und kirchlicher und nicht wie die sonstigen Schweden offen und freimütig. So tritt — nach Untersuchungen von Nihlén — trotz mancher späteren Vermischung der Bevölkerungen immer noch ein Rassenunterschied zutage zwischen den Nachkommen früherer Freier und denen früherer Unfreier[1].

Eine andere Aufhebung des Gedankens der Abstammung und Volksentstammtheit brachte der Erlösungsgedanke — dieser Gedanke selbst eine so kennzeichnende Vorstellung der vorderasiatischen Rassenseele, daß Clauß die seelischen Züge des Menschen vorderasiatischer Rasse[2] zum Bilde des „Erlösungsmenschen" zusammengefaßt hat. Die von der Kirche gelehrte Erlösung sollte aber — und das ist das Wesentliche gegenüber der überlieferten Rassenpflege des Germanentums — zugleich eine Befreiung und Reinigung von Artung, Stamm, Sprache und Volk bewirken, die hier als etwas Einengendes und Besleckendes erschienen. Die „Offenbarung Johannis" (5, 9) lehrte, daß Gott die Menschen herauserlöst habe durch sein Blut aus jedem Stamm, jeder Sprache und jedem Volkstum (ex omni tribu et lingua et populo et natione).

Ein Jude des hellenistisch-römischen Zeitalters konnte unter Umständen sein Volkstum als etwas Widerwärtiges und Abzulegendes empfinden. Es gab damals viele, die das jüdische Volk verabscheuten; es gab auch manche Juden, die ihr Volk gegenüber Hellenen und Römern als minderwertig ansahen. Josephos z. B., der jüdische Geschichtsschreiber auf Seiten der Jerusalem belagernden Römer, empfand so als ein Weltbürger mit hellenistischer Bildung. Nun sollten aber Germanen ihren Stamm, ihre Sprache und Artung als etwas ansehen, aus dem man erlöst werden müsse. Durch priesterliche Unterweisung wirkte nun morgenländischer Geist auf das Abendland ein[3].

In meiner Schrift „Frömmigkeit nordischer Artung" (1934) habe ich zu zeigen versucht, warum der Erlösungsgedanke in allen seinen Auslegungen und Auswirkungen zunächst dem Germanentum gänzlich fremd erschienen sein muß: Erlösung nämlich von welchem Übel und zu welchem anderen Leben? Midgard, die Welt der sinnvollen Ordnung, die bebaute Heimaterde, war kein Übel, war vielmehr gerade etwas Göttliches, und Utgard, die Mächte des Widergöttlichen, galt es auf Seiten des Gottes zu bekämpfen. Ein besseres Leben als das streitbare Leben auf dieser Erde und in Gottesfreundschaft konnte es gar nicht geben. Eben als Frommer besaß der Germane die oben geschilderte Weltgeborgenheit und als Edeling und Nachkomme auserlesener adelsbäuerlicher Geschlechter die Gewißheit guter Artung. Nun sollte ihm Midgard ein Schauplatz der Erbsünde und der erlösungsbedürftigen Gebrechlichkeit werden, seine Artung selbst, dem widerwärtigen, zur Sünde hinabziehenden „Fleische" verhaftet, etwas Beflecktendes, aus dem eine vom Leibe getrennte Seele einem Jenseits zustreben müsse. Alle menschliche Artung sei schon im Keime verdorben, „böse von Jugend auf" (1. Mose 8, 2) und erzeugt aus „sündigem Samen" (Psalm 51, 7). Nach dieser Lehre war es gar nicht mehr möglich, daß, wie es dem Indogermanen erschien, sich in Menschengeschlechtern etwas Göttliches darstellen könne; vielmehr war alles Menschliche in Erbsünde empfangen, vor Gott unwürdig und darum auf eine Erlösung, die Erlösung durch ein Blutsopfer, angewiesen.

[1] Nihlén, När Trälarna släpptes lösa i Sverige, Nya Dagligt Allehanda, Söndagsbilaga 16. X. 1927, S. 2 ff.

[2] Über orientalische und vorderasiatische Rasse vgl. Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes, 1931; Clauß, Rasse und Seele, 1932.

[3] Gerade die oben angeführte „Offenbarung Johannis" zeigt nach Fascher, Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften, Zweite Reihe, 9. Halbband, 1934, unter „testamentum", Sp. 935, trotz gelegentlicher Abneigung gegen die altjüdischen Gemeinden (2, 9; 3, 9) eine „stark semitische Färbung" und hat weit mehr morgenländische Prägung als das Evangelium Johannis.



Es sind aus den oben (S. 33) genannten Gründen keine Zeugnisse erhalten, wie solche Lehren auf das germanische Gemüt gewirkt haben. Wahrscheinlich hat dieses Gemüt ihnen einen ähnlichen Widerstand entgegengesetzt, wie ihn auch Goethe wieder empfand, der sich gegen die Lehre von der Erbsünde auflehnte und „in gewissen Erscheinungen" eine „Erbtugend" anerkannt wissen wollte[1]. Auch von der Entrüstung Goethes wissen wir über die Kantsche Vorstellung vom „Radikal-Bösen" im Menschen. Goethe war sicherlich ein zu guter Kenner der Wirklichkeit, um etwa zu übersehen, daß wahrscheinlich die Mehrheit seiner Zeitgenossen Beispiele für etwas „Radikal-Böses" darstellen konnte; aber er weigerte sich aus einem, wie man es nennen könnte, indogermanischen Empfinden, dieses „Radikal-Böse" als etwas der Gattung Mensch und allen Menschenschlägen Notwendig-Wesentliches aufzufassen, und meinte, Kant habe diese Anschauung in seiner Lehre deshalb eingeführt, um auch Christen zu seiner Philosophie herbeizulocken — so im Briefe an Herder vom 7. Juni 1793.

So etwas mögen Germanen gegenüber den mittelalterlich-kirchlichen Lehren empfunden haben. Eine Vorstellung, wie sie Luther in seinem Taufbüchlein (1526) ausspricht, daß das Kind vor der Taufe „vom Teufel besessen und ein Kind der Sünden"[2] sei; ferner eine Vorstellung, wie sie noch das Augsburgische Bekenntnis (Confessio Augustana) und die Konkordienformel (Formula Concordiae), verpflichtende Grundlagen der Evangelischen Kirche, aussprechen, daß der Mensch „in Sünden empfangen und geboren", „keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben könne"; daß überhaupt nichts Gesundes und Unverdorbenes an Leib und Seele des Menschen sei und er deshalb zum Guten nicht nur unwillig, sondern völlig unfähig, und daß er nach seiner „ganzen Natur, Person und Wesen" durch die Erbsünde gänzlich verdorben sei[3] — solche Vorstellungen können bei ihrem Gegensatz zu germanisch-indogermanischem Denken doch erst nach Jahrhunderten angemessener Auslegung in das Gemüt der Nachkommen bekehrter Germanen übergegangen sein. Einzelne Germanen haben wohl versucht, die kirchlichen Lehren in einem heimatlichen Sinne umzudeuten; einen solchen Versuch, der aber den meisten damaligen Germanen fremdartig genug erschienen sein mag, stellt die altsächsische Heliand-Dichtung des 9. Jahrhunderts dar[4]. Die nüchtern Denkenden unter den germanischen Adelsbauern — und nüchternes Denken war unter den Bauern überwiegend nordischer Rasse immer verbreitet — mögen bei aller Geltung, welche die römische Kirche als weit umfassende Macht bei ihnen besaß, zunächst die kirchlichen Lehren etwa so empfunden haben, wie Friedrich der Große nach seinem letzten Willen vom Jahre 1768[5].

Die kirchliche Entwertung alles diesseitigen Lebens greift über auf alle Dinge der sinnvollen Ordnung. Das Geschlechtsleben wurde entheiligt, weil es nunmehr zum verachteten „Fleische" gehörte. Das Weib, die Hausherrin als Hüterin des Rassenerbes, wurde zu einem Gegenstand, an dem sich fleischliche Begierden entzünden könnten. Damit löste sich die oben geschilderte „Ordnung der Zeugungen" auf. Als besonders fromm sollten gar diejenigen gelten, „die sich um des Himmelreiches willen verschnitten haben" (Matthäus 19, 12). Origines hatte sich selbst entmannt, der große Kirchenlehrer. Die Ent-

[1] Goethes Werke, Cottasche Jubiläumsausgabe, Bd. 37, S. 288.

[2] Luthers Werke in Auswahl, herausgegeben von Clemen, Bd. III, 1913, S. 310.

[3] J. T. Müller, Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, 9. Aufl. 1920, S. 38, 78, 520, 521, 576, 585.

[4] Der „Heliand" wird gemeinhin als ein Zeugnis dafür angesehen, mit welcher Bereitwilligkeit Germanen den Vorstellungen des eingeführten Glaubens entgegengekommen seien. Wahrscheinlich muß man aber den „Heliand" im Zusammenhang mit der durch viele Beispiele bezeugten Bekehrungsanweisung sehen, die empfahl, auf einheimische Vorstellungen und Gebräuche weitgehend einzugehen, um später allmählich einheimischen Überlieferungen immer mehr fremden Gehalt zu geben. Der Heliand ist ein Beispiel „missionarischer Anpassung".

[5] Friedrich der Große, Briefe und Schriften, ausgewählt von R. Fester, Bd. II, 1927, S. 277.

würdigung des Leibes, der indogermanischen Ehrung des Leibes so entgegengesetzt, ging so weit, daß Athanasius (geboren um 297 zu Alexandria) den ägyptischen Antonius, einen Heiligen, rühmte, weil er seine Füße nicht mehr wasche, und die Heilige Agnes (im 4. Jahrhundert) mißachtete um der zum Jenseits strebenden Seele willen ihren Leib so, daß sie kein Bad mehr nahm. Bei den Indogermanen war immer die leiblich-seelische Gesundheit als ein hohes Gut geschätzt worden. Ganzheit, Gesundheit und Lebensfreude wünschte man sich beim Gruße: „Heil" (zu englisch whole „ganz"), „vale" oder „chaire". Der Heilige Hieronymus (340—420) lehrte: „Man soll das Fleisch besiegen! Ein von Gesundheit strahlendes Angesicht ist das Kennzeichen einer befleckten Seele." Gesundheit sollte eine Gefahr für die Seele sein, Leibesschönheit, ein Ausdruck ausgelesener Artung, ein Teufelswerk zur Aufreizung des Fleisches zur Unzucht. —

Natürlich haben solche Lehren nie das ganze Germanentum ergriffen, dazu war dieses im adelsbäuerlichen Wesen und im Alltag des Bauernkriegers zu fest verwurzelt. Nur wenige sind gänzlich den kirchlichen Lehren verfallen, die immer mehr mönchisches Leben als das wahrhaft christliche Leben verkündeten. Aber diese Lehren haben doch die hochtrachtenden und letzten Endes hochzüchtenden Glaubensvorstellungen des Germanentums aufgelöst, so daß Einzelnes aus der germanischen Rassenpflege nur noch als eine geduldete „weltliche" Überlieferung fortbestehen konnte, während diese Rassenpflege vor der Bekehrung gerade ein Ausdruck germanischer Frömmigkeit war. Jetzt galt vieles aus der Überlieferung als „heidnisch" und verwerflich und löste sich im Laufe der mittelalterlichen Jahrhunderte nach und nach auf oder wurde zu einer Standesüberlieferung allein des Adels, die aber immer mehr von ihrem ursprünglichen lebensgesetzlichen (biologischen) Sinne verlor.

Die Midgardvorstellung, zu der die lebensgesetzlich und rassentümlich so bedeutungsvolle Ordnung der Zeugungen und alle die von Neckel[1] beschriebenen adelsbäuerlichen Werte gehörten, mußte sich durch die kirchlichen Lehren schnell zersetzen; die Weltgeborgenheit mußte sich auflösen. Diese Auflösung erstreckte sich bis auf den Wert der Heimat, der zum Kern des Midgardgedankens gehörte. In seinem Buche: Asketische Heimatlosigkeit (1930), hat v. Campenhausen den dem Heimatgedanken entgegengesetzten kirchlichen Wert der xeniteia, der Abkehrung von der Heimat und der heiligen Auswanderung in die Fremde geschildert, die peregrinatio, wie diese Heimatabkehr im Abendlande genannt wurde. Vor allem in dem irisch-angelsächsischen Christentum trat der Wert der Heimatlosigkeit als eines Mittels zum Heil der Seele hervor. Im übrigen Abendlande trat diese Lehre später mehr zurück; doch wurde peregrinatio als eine besonders heiligende Lebensführung noch im Hochmittelalter gepriesen und ausgeführt. Mit der kirchlichen Entwertung der Heimat war aber die Midgardvorstellung mitten ins Herz getroffen. Der Mönch Otfried von Weißenburg (im Elsaß) schrieb um 868 sein „Evangelienbuch", worin er (I, 18) darlegt, daß unsere Heimat das Paradies sei, daß wir Menschen um unserer Sünden willen auf dieser Erde nur wie Ausgestoßene im fremden Lande lebten und nur durch Buße und Weltabkehr unsere eigentliche Heimat wieder gewinnen könnten.

Jetzt war — dem germanischen Glauben gerade entgegengesetzt — der Widerwillen gegen Heimat und Sippe geradezu zum Kennzeichen größter Frömmigkeit geworden. Die Bewahrung der Sippenbindung war für den Germanen die Sicherung alles Gedeihen schaffenden „Friedens". Das Wort „Friede" bedeutet eben ursprünglich das Gedeihen alles Wachstums der Sippensiedlung durch die Ordnung der Sippen. Am unheimlichsten erschien dem Germanen Sippenentzweiung. Das hat Grönbech überzeugend dargelegt.[2] Darum mußte den immer noch sippentümlich denkenden Germanen auch bei

[1] „Altgermanische Kultur", 1925, S. 32/33.
[2] Grönbech, Midgård of Menneskelivet, Kopenhagen 1912.



angemessenster Auslegung ein Wort Jesu, wie das bei Matthäus 10, 35 überlieferte, zunächst frevelhaft erscheinen: „Ich bin gekommen, den Menschen zu erregen gegen seinen Vater und die Tochter gegen ihre Mutter und die Schwiegertochter gegen ihre Schwiegermutter, und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein". — Für die Kirche war ein solches Wort die Bestätigung des geistlichen Wertes der Abkehr von der Welt. Mit einer solchen Abkehr von der Welt war aber auch der Abkehr vom Gedanken der Abstammung und Sippenpflege ausgesprochen.

Dem Gedanken der Abstammung von adelsbäuerlichen Ahnen des eigenen Stammes trat als kirchliche Lehre ferner die Vorstellung von einer Anknüpfung wenigstens der Seelen an die Ahnen des jüdischen Volkes entgegen. Im paulinischen Briefe an die Galater (3, 27) wurde gelehrt: „Seid ihr aber Christi, so seid ihr Abrahams Same". — Die Juden sollten ja nunmehr als das „auserwählte Volk" gelten, von dem das Heil komme (Johannes 4, 22), als das von Gott auserwählte Volk, denn alttestamentliche Bezeichnungen wie Elohim oder Jahu (Jehova), Bezeichnungen für den Sondergott der hebräischen Stämme, wurden von der Heiligen Schrift, der Vulgata, übersetzt dargeboten als dominus oder deus, als „Herr" oder „Gott", also nicht mehr mit der Kennzeichnung als Sondergott, sondern mit der eines alle Völker umfassenden und alle zu seinen Geboten verpflichtenden Eingottes und Allgottes. Eben in dieser stillschweigenden Gleichsetzung hebräischer Gottesbenennungen mit Benennungen für den Allgott selbst beruht ja die glaubensgeschichtlich verhängnisvolle „Große Täuschung", auf die v. Delitzsch eindringlich hingewiesen hat[1].

Für die Rassenpflege der Germanen bewirkten die mittelalterlichen Kirchenlehren außer der Aufhebung der Rassenschranke zwischen Frei und Unfrei vor allem die Entwürdigung der Ehe, die innerhalb der göttlichen Ordnung des Indogermanentums etwas besonders Verehrungswürdiges dargestellt hatte. Nach Paulus (1. Korinther 7, 2) war die Ehe dazu da, die Hurerei der Menschen vermeiden zu helfen; „heiliger" aber als eheliches Leben war Ehelosigkeit und Abtötung der Sinne (1. Kor. 7, 1). Diese Herabwürdigung der Ehe läßt sich von den frühmittelalterlichen Kirchenvätern an durch das ganze Mittelalter verfolgen. Die Mönchs- und Nonnensittlichkeit galt als höchste Sittlichkeit, und eine Lehre von der „unbefleckten Empfängnis", wenn diese Lehre auch nicht so einfach auszulegen war, wie der Laie sie sich dachte, konnte doch für den Laien nichts anderes bedeuten, als daß umgekehrt jede Empfängnis einer Frau seines Volkes als befleckt anzusehen wäre. Eine Ausnahme in der Bewertung der Ehe macht Clemens von Alexandria (gestorben etwa 220), der zum ersten Male nach Ausbreitung des Christentums die Ehe wieder wie bei den Völkern indogermanischer Sprache als eine Pflicht gegenüber Volk und Staat auffaßt und der sogar als den Sinn der Ehe die Zeugung wohlgearteter Kinder ansieht, die euteknia. Aber hier und noch zum Teil in Tertullians Anschauungen über die Ehe wirkt sich mittelbar und abgeschwächt doch noch indogermanisches Denken aus, hellenischer und hellenistischer Geist der Stoa und der Schriften des im wesentlichen noch indogermanisch empfindenden Hellenen Plutarchos[2].

Mit der Entwürdigung der Ehe war folgerichtig verbunden die Entwürdigung der Frau. Es ist früher oft behauptet worden, erst das Christentum habe die Germanen die Achtung vor der Frau gelehrt. Der Kirchengeschichtsforscher Boehmer hat noch im Jahre 1913 den Germanen Dinge angedichtet wie Unzucht verschiedener Art, Verachtung und Knechtung des weiblichen Geschlechts und andere Schändlichkeiten[3] — alles

[1] v. Delitzsch, Die große Täuschung, Bd. I, 1924, Bd. II, 1922.
[2] Vgl. Preisker, Christentum und Ehe in den ersten drei Jahrhunderten, 1927, S. 201 bis 203, 248 ff.
[3] Boehmer, H., Das germanische Christentum, Theologische Studien und Kritiken, Jahrgang 1913, Heft 2, S. 165 ff.

aber Züge menschlichen Verhaltens, wie sie nachweislich in Germanien immer nur von Süden und Osten eingeführt worden sind. Mit Recht hat ein Kenner der germanischen Welt wie Neckel in seiner Schrift „Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen", 1934, solche Meinungen als unhaltbar zurückgewiesen. In der Tat hat das mittelalterliche Christentum geradezu eine Welle der Verunglimpfung des weiblichen Geschlechts erregt, während die Frau als Hausherrin (despoina, domina, matrona) bei allen Indogermanen, solange jeweils die nordische Rassenseele in ihren Volkstümern bestimmend war, eine geachtete Stellung eingenommen hatte, in der Wirklichkeit des alltäglichen Lebens eine viel geachtetere Stellung, als die verschiedenen Rechtsaufzeichnungen der Völker indogermanischer Sprache vermuten lassen. Bei den Germanen fand sich dazu noch die Anschauung, daß den Frauen „etwas Heiliges und Vorahnendes" eigen sei (Tacitus: aliquid sanctum et providum). „Sie verschmähen ihren Rat nicht und achten auf ihre Antworten", so kennzeichnet Tacitus (Germania, 8) die Achtung der germanischen Männer vor den Frauen.

Dem steht in der kirchlichen Lehre das mulier taceat in ecclesia (1. Korinther 14, 34/35) gegenüber und die Pflicht der Frauen, im Gottesdienste ihr Haupt zu verhüllen, weil sonst durch sie Fleischeslust erregt werden könnte (1. Korinther 11, 5 und 6). Bei den Kirchenvätern erscheint das Weib, dem Paulus (1. Timotheus 2, 14) den Ursprung der Sünde zugeschrieben hatte, als ein templum aedificatum super cloacum, als „Mutter der Sünde" und „Quelle der Sünde", und das Konzil zu Macon, das im 7. Jahrhundert unter den merowingischen Frankenkönigen tagte, beriet darüber, ob das Weib überhaupt als ein Mensch anzusehen sei[1]. Wieviel Abscheulichkeit der nach mittelalterlichen Kirchenlehren urteilende Hexenhammer dem weiblichen Geschlechte zuschreibt, ist in dieser Rechtsurkunde nachzulesen.

Die angeborene Verehrung der Frau durch Nachkommen der Germanen des Frühmittelalters konnte sich im Hochmittelalter wieder in der Verehrung der Jungfrau Maria auswirken und von solchen Äußerungen der Frauenverehrung her in den Minnesang einziehen, und in jenen dolce stil nuovo, für den Dantes Dichtung Vita Nuova das schönste Beispiel sein mag. Hier besingt der blonde Dante[2] die blonde Beatrice aus einem kennzeichnend nordischen Liebesempfinden. Die so wieder durchbrechende Ehrung der Frau konnte sich jetzt aber kaum noch so schlicht und groß aussprechen wie bei den Germanen, sondern erhielt einen mehr oder minder gezierten Zug oder erfuhr eine gewisse romantische Übersteigerung; vor allem aber: diese Frauenverehrung bewegte sich am Rande eines Abgrundes, des erregten Sündengefühls, der Angst vor der Fleischeslust, die für die kirchlichen Lehren das Wesentliche in den Beziehungen der Geschlechter ausmachte. Daher bei den Minnesängern, die in ihrer Jugend die Freude an „dieser Welt" und die Liebe zwischen den Geschlechtern besungen hatten, so oft im Alter der angstvolle Umbruch zur Absage an die „Frau Welt". In der kirchlichen Kunst wurde die „Frau Welt" dargestellt als ein Weib, von vorn verlockend gestaltet, zur Sünde reizend, und hinten voll eklen Getiers. Als die Welt — für den Germanen Midgard, die bebaute Heimaterde, das Feld aller hegenden Tätigkeit des Menschen und alles völkischen Kampfes mit dem Gotte gegen Utgard, den Inbegriff alles Widergöttlichen — als die vom Germanen als Midgard begriffene Welt von der Kirche als diese „Frau Welt" dargestellt wurde, als auch ein Luther in der Natur nur eine teuflische, den Menschen

[1] Gregorius von Tours, Zehn Bücher fränkischer Geschichte, VIII, 20; übersetzt von W. v. Giesebrecht, Bd. II, 1913, S. 279.

[2] Die eigene Blondheit erwähnt Dante in seiner 2. Ekloge an Giovanni di Virgilio, Vers 44; Le opere di Dante, herausgegeben von Barbi, Parodi und anderen, Florenz 1921, S. 457; Giovanni di Virgilio antwortet ihm mit einer Ekloge (ecloga responsiva), in der er (Vers 44) die frühere Blondheit des jetzt ergrauten Dante ebenfalls erwähnt (a. a. O. S. 459).



verführende und äffende Macht sah, eine „Frau Hulde", die „ihrem Gott widerbellen darf"[1], da war die Quelle desjenigen Lebensgefühls zugeschüttet, aus dem die germanische Rassenpflege entsprungen war.

Die jüdisch-christliche Glaubenswelt hat so den Germanen aus dem Zusammenhang der Weltordnung zu lösen versucht und ihn als Bekehrten auf ein Jenseits verwiesen, dem gegenüber angestammte „irdische" Werte ihre Bedeutung verlören. Nach und nach wurde so das ganze Lebensgefühl des mittelalterlichen Abendlandes gerade in denjenigen gesenkt, die befähigt waren, geistige Werte in sich aufzunehmen und willens waren, nach diesen Werten zu leben. Die gröber gearteten Menschen lebten ohne tiefere Gewissenskämpfe in den verschiedenen Ausgleichen zwischen Kirchenlehre und ererbter Artung, die möglich waren und von der Kirche geduldet wurden. Eine Senkung des gesamten Lebensgefühls im Mittelmeer ist aber unverkennbar und dauert an, bis im Humanismus der Wiederbelebungszeit (Renaissance) die Besten in den abendländischen Völkern durch die Zeugnisse hellenischen und römischen Geisteslebens wieder alt-indogermanisches Lebensgefühl ahnten und bis später, im Zeitalter Winckelmanns, Goethes, Schillers und Wilhelm von Humboldts, von neuem indogermanischer Geist sich an den großen Zeugnissen der Vergangenheit entzündete, und bis endlich mit der Romantik das einheimische Germanentum wieder entdeckt wurde. Bis zur Wiederbelebungszeit aber galt im Abendlande durch kirchliche Lehre nicht mehr der indogermanische und germanische Sinn für das Menschlich-Hochtrachtende, nicht mehr die Richtung auf das Edelgeartete, der Wille zur Steigerung des Lebens, zur Pflege aller Wachstumswerte, sondern es überwog in allen geistigen Äußerungen eine Neigung zum verkümmerten Leben, gerade weil verkümmertes Leben eine bessere Vorbereitung für das Jenseits war in dieser Welt der Heimsuchungen. Der Mensch sollte sich nach solchen Lehren gar nicht geborgen fühlen in „dieser" Welt.

Daher auch der Preis der Armut, die dem tüchtigen bäuerlichen Germanen — in einer Zeit, in der noch genug freies Land zu roden und zu bebauen war — als Preis der Leistungsunfähigkeit erschienen sein muß. Armut war für ihn das angemessene Schicksal des Untüchtigen, nicht der Zustand, in dem ein Mensch dem Reiche Gottes näher war. Daher der Preis des Schwachen und Kranken, die Verdächtigung gesunden Aussehens als eines Anzeichens seelischer Befleckung (vgl. S. 37). Im Römerbriefe (12, 16) mahnt Paulus: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch hernieder zu den Niedrigen" — das war die Verneinung der indogermanischen Werte wie Stolz, Machttrieb, Freude am Landbesitz, am Wettbewerb aller Kräfte des Gaues. Von diesen indogermanischen Werten wurde der mittelalterliche Fromme hinweggelenkt auf Werte der Demut, d. h. dem Wortstamme („dienen") nach: des Knechtssinnes, der Heimatlosigkeit, Ehelosigkeit und Besitzlosigkeit.

Diese Umwandlung der Wertungen durch die kirchlichen Lehren des Mittelalters hat einer der besten Kenner des heidnischen Germanentums, Andreas Heusler, gekennzeichnet:

„Im Tiefsten unchristlich ist es, daß man sich offen und freudig bekennt zum Stolz und Machttrieb. Wer das Zeug dazu hat, soll der erste sein wollen in seiner Landschaft. Der Satz ‚wer sich selbst erniedrigt' findet kein Echo in diesen Herzen. Dem Willen zur Macht gehört die Zuneigung des Erzählers und des Hörers ... Mit Mitgefühl folgt man dem Selbstbewußten, den das Schicksal beugt. Etwas Neues ist in den christlichen Geschichten der Blick der Genugtuung, der den Sturz des Mächtigen streift. Soweit in den Sagas Voreingenommenheit und Schadenfreude herrscht, richtet sie sich weniger gegen den

[1] Luthers sämtliche Werke, Erlanger Ausgabe, Bd. VII, 1827, S. 329.

Gewalthaber und Unterdrücker als gegen den Duckmäuser und Leisetreter, auch gegen den Emporkömmling [1]."

Die Lehren der mittelalterlichen Kirche haben so die germanische Bezogenheit auf ein Menschenbild leiblich-seelischer Vollendung und hochtrachtender Lebensführung gelöst und statt dessen eher die Tugenden derjenigen gelehrt, die von den Germanen als litilmenn, als kleinbeseelte Menschen, bezeichnet worden waren (vgl. Anm. 1 S. 34). Damit fiel durch die neue Glaubenslehre das Auslesevorbild vom tüchtigen, edlen und schönen Menschen. Das mußte sich im Laufe der Jahrhunderte auswirken und hat sich mit anderen geschichtlichen Mächten zusammen dahin ausgewirkt, daß wir Deutsche rassisch und erbgesundheitlich anders dastehen als die Germanen.

Mit der Bekehrung der Germanen zum Christentum schließt die Rassengeschichte des Germanentums als solchem. Es beginnt mit dem Zeitabschnitt zwischen dem 9. und 11. Jahrhundert — als die Rassenschranke zwischen den Freien und den Unfreien, hier früher, dort später, am spätesten in Niedersachsen und in Skandinavien, dort gänzlich erst im 14. Jahrhundert, fiel — die Rassengeschichte der Einzelvölker germanischer Sprache, in Deutschland die Rassengeschichte des deutschen Volkes. Das deutsche Volk des späteren Mittelalters und der Neuzeit stellt sich schon als ein Auslesergebnis derjenigen Jahrhunderte dar, in denen die Rassezucht der Germanen, die auf indogermanische Wurzeln der Jungsteinzeit zurückgekehrt, ausgelöst worden war.

# Tuscania

## Der Einbruch germanischer Kunst in Italien

**Von Gisela von Laur**

Es gibt sehr wenige Italienreisende, die Kenntnis haben von der alten und außerordentlich interessanten Denkmalstätte Tuscania. Der kleine verfallende und öde Ort liegt in der römischen Maremma, da, wo sie landschaftlich und klimatisch am trostlosesten ist. Dieser südlichste Zipfel Toscanas ist seit anderthalb Jahrtausenden durch Malaria entvölkert, ist ein unwegsames Bruchland, hie und da unterbrochen von kleinen isolierten Hügeln und Kalkfelsengruppen. Nirgends im Landschaftsbild die sonst üblichen Schafherden; die spärliche Grasnarbe ist spätestens im Mai versengt und verdorrt. Die Rinnsale dieser Gegend, die in grobverschotteten Mergel- und Tuffsteinbetten schon während der winterlichen Regenzeit wenig Wasser führen, sind um diese Zeit vollends versiegt. Weithin heiße Steppe, getaucht in Sonnenglast und braunen Staub.

Die bewegte geschichtliche Vergangenheit Tuscanias muß kurz gestreift werden, um jene Denkmäler, von denen die Rede sein soll, dem Verständnis näherzurücken. Es ist in der Geschichte der Kunst in hohem Maße fesselnd, wie die Begriffe sich ändern und eine Formgebung die andere ablöst; — unmittelbar wichtiger aber ist, wann und durch welche Einflüsse diese Übergänge sich vollziehen.

Das antike Tuscania, heute umgeben von den Resten mittelalterlicher Türme und Burgmauern, war einst eine starke Grenzfeste des freien Etruriens. Im Jahre 310 v. Chr. überschritt der Konsul Q. Fabius Maximus Rullianus von Süden her den Mons Ciminius, der als unübersteigbares Bollwerk Südetruriens gegolten hatte. Tuscana wurde nach fast 30jährigem trotzigem Widerstand erobert und dem antik-römischen Kulturkreis eingegliedert, blieb aber in der Folge noch jahrhundertelang Brennpunkt wechselnder Machtströmungen. Die tuskischen Kunstdenkmäler jener Epoche weisen wenig ureigene

[1] Andreas Heusler, Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit, bei Rollau, Germanische Wiedererstehung, 1926, S. 200.

Aufn. B. Pieri

Abb. 1. Tuscania. Basilica S. Pietro

Stilgebung auf; sie sind und bleiben nichts weiter als verflachte Kopien der etruskischen und römisch-griechischen Antike, deren Erstarrung auch durch byzantinische, also land- und wesensfremde Einflüsse nicht aufgehalten werden konnte. Nach der Verlegung der kaiserlichen Residenz nach Konstantinopel sank die römische Provinz vollends zur absoluten Bedeutungslosigkeit herab.

Es war im 4. Jahrhundert den „Barbaren", einem kraftvollen neuen Volk, vorbehalten, durch den Einbruch ins römische Reich mit den gesamten verbrauchten Kunst- und Lebensbegriffen der Spätantike aufzuräumen und einer neuen „primitiven", d. h. primären Kultur den Weg zu bereiten. Auch das Christentum gewann durch seine innere Kraft gestaltenden Einfluß auf das Denken der Menschheit. Die Umwälzung, die sich im Weltbild vollzog, zeigte sich in auffallender Wirkung auch in der Wandlung der äußeren Formen. Die nach der Völkerwanderung neugeborene Menschheit löste sich bewußt von den überkommenen Kunstbegriffen, suchte kindhaft nach neuem, eigenem Ausdruck, der sich zunächst in der Ausschmückung christlicher Gottes- und Gemeinschaftshäuser als ein Besinnen auf die einfach-eindringliche Feierlichkeit archaischer Kunst kundgibt.

Aus dieser Willensrichtung entstand im 6.—8. Jahrhundert die Basilika S. Pietro in Tuscania. (Daß in der verödeten Provinz ein so bedeutendes christliches Denkmal hat aufgeführt werden können, erklärt sich aus der Zugehörigkeit Tuskiens zu den ältesten Grundbestandteilen des Kirchenstaates.) Hier ringt ein Volk um Ausdruck, das ein Jahrtausend lang in wechselnder Knechtschaft Spielball imperialistischer Willkür gewesen ist, das nach Kriegen und Seuchen verarmt und niedergedrückt am Boden lag, dessen endliche Befreiung und Erhöhung nur im Glauben an die Verheißungen des Christentums liegen konnte. Der Bau steht augenfällig unter dem Einfluß eines Kults, dem die Stimme des einfachen Mannes wichtig ist, der die Pforten zur Gemeinschaft

öffnet. Reizvoll bleibt dabei die Verbindung nordischer Frühkunst mit den übernommenen Formen der sogenannten Mittelmeerkunst.

Für den Hauptbau (Abb. 1) wurde in bewußtem Gegensatz zum römischen und byzantinischen Rund- und Kuppelbau der Grundriß der frühchristlichen, dreischiffigen Basilika gewählt. Die äußeren Wände aus rohen Tuffquadern und ungleich gefügten Steinblöcken mußten der abschüssigen Felsenformation des Fundamentes wegen beträchtlich unterbaut und mit großen Strebepfeilern abgestützt werden. Der einfache langgestreckte Bau wird abgeschlossen durch das Halbrund einer Apsis. Die klösterliche Armut und Regungslosigkeit der Außenwände ist belebt und gegliedert durch Blendarkaden von Ziegelstein, abgeschlossen durch eine aus dem byzantinischen Baustil übernommene Ornamentik, die im Wechsel von großen Tuffsteinen und geometrisch angeordneten kleinen Backsteinen nicht nur farbige Friese, sondern durch Licht- und Schattenwirkungen, durch Fugen wie durch über Eck und gegenwendig gestellte Steine ein Bandmuster darstellen.

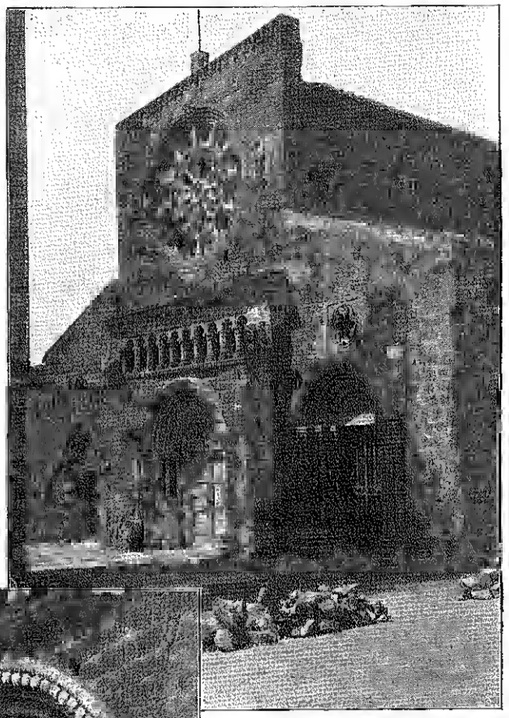
In weitaus reicherem Ausmaße konzentriert sich das Schmuckbedürfnis auf die Fassade (Abb. 2). Auch hier sind die Ausdrucksformen zum Teil noch geborgt: die Archivolten wölben sich in strenger, fast antiker Architektur; Bögen, Türsturz und Türrahmen

Aufn. G. von Laur

Abb. 2. Tuscania, S. Pietro

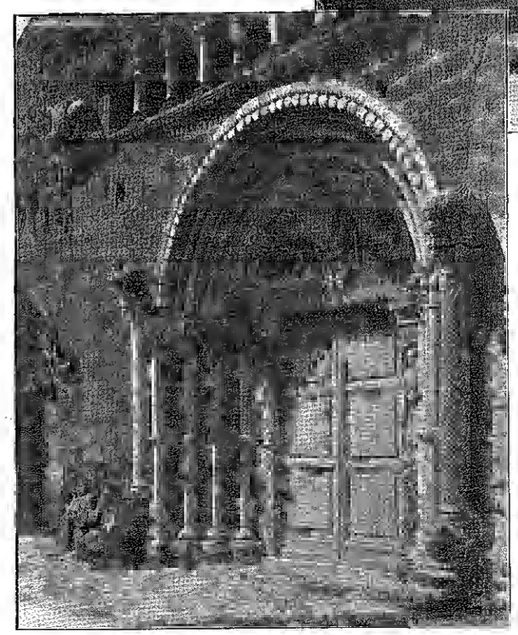


schimmern in marmorgebundenen Goldmosaiken. Auffallend sind die dünnen Schmucksäulen, die das Rund der massigen, zentral sich verengenden Portalbögen gewissermaßen nach unten auflösen, — Anklänge an das abgleitende, sich senkende Stalaktytenwesen, das in der frontal eingefügten Arkadenreihe über dem Hauptportal deutlich zum Ausdruck kommt. Als weiterer Schmuck treten uns die Evangelistensymbole, Porträtmedaillons, himmliche und teuflische Wesen — Sinnbilder erhabener und furchtbarer Mächte — in der Form schmückender Bauglieder entgegen. Eine geometrisch reich gegliederte Rosette, die wahrscheinlich erst gelegentlich einer



Aufn. G. von Laur

Abb. 3.
Tuscania, Fassade von Sa. Maria Maggiore



Aufn. G. von Laur

Abb. 4.
Tuscania, Hauptportal von Sa. Maria Maggiore

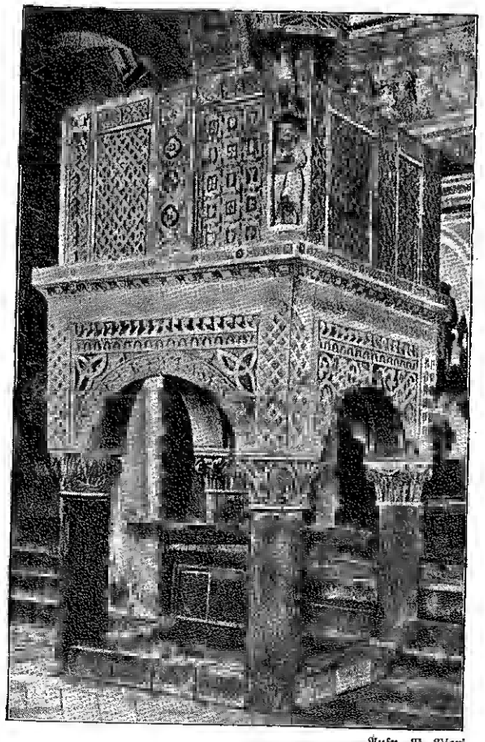
Restauration im 9. Jahrhundert eingefügt worden ist, erhöht den Eindruck der rührenden Ornamentfreude, mit der die Fassade geschmückt ist.

Die Kirche ist nicht mehr in Gebrauch, ihr Inneres daher stark vernachlässigt. Die auffallend weit und flach gespannten Arkaden der Seitenschiffe ruhen auf antiken Säulen verschiedener Form und Stärke, wahllos zusammengefügt mit griechischen Blatt- oder langobardisch-maurischen Klotzkapitälen, die von Flechtwerk entweder durchbrochen oder von

Bandwerk umwickelt sind. Die Seitenschiffe münden in einen Umgang, durch den man über eine finstere Treppe in die düstere und abgeschiedene Krypta gelangt. Rohe, ungleichmäßige Quadern bedecken den Boden dieses Geheimraumes, der dem Reliquien- und Totenkult geweiht war und noch heute von dunkler Feierlichkeit erfüllt ist. Nachdem aufgescheuchte Fledermäuse einen Großteil der grauen Spinnwebengardinen weggefegt haben, bleibt der Blick gebannt an den zarten Überschneidungen eines Kreuzgewölbes hängen, das zu den frühesten Teilen der Kirche gehört, also aus dem 6. Jahrhundert stammt und dennoch — gleichsam vorfühlend — als ausgesprochen gotische Stilgebung gelten darf (Abb. 6).

Die Gewölbebögen und -rippen werden jedoch nicht von gebündelten Streben, sondern wiederum von antiken Säulen verschiedenster Herkunft getragen. Die eine oder die andere ist gelegentlich um Kapitäl oder Sockel gekürzt worden, während zu kurze Säulen durch grob untergeschobene Steinblöcke der durchschnittlichen Länge angeglichen sind. Wo diese nicht erreicht werden konnte, sind die Gewölbestreben entsprechend heruntergezogen worden.

Derartig „barbarische" Materialbehandlung wird in der frühmittelalterlichen Kunst häufig angetroffen. Für das Bewußtsein der Primitiven bedeutet die Säule nicht mehr oder noch nicht wieder die in sich vollendete organische, personenhafte Form, sondern wird als Baustoff behandelt, wie ein Holzstamm, den man abhacken, oder wie ein großer Stein, den man nach Bedürfnis behauen kann.



Aufn. B. Pieri

Abb. 5. Tuscania, Pulpitum in der Kirche Sa. Maria Maggiore

Unter wesentlich reiferem, unverkennbar nordischem Einfluß steht der Baustil und die Ornamentik der nahebei, dem Tal zu, im 9.—10. Jahrhundert erbauten Kirche S. Maria Maggiore (Abb. 3). Hier ist der Bruch mit den überkommenen Formen offenbar. Ein eigener Gestalterwille bricht sich Bahn. Die Portalbögen des anspruchslosen, unprofilierten Kastenbaues (Abb. 4) ruhen nicht lediglich mehr auf ornamentalen Stützen, sondern werden in aufsteigender Linie gehoben von zweckbedingten, starken Säulen, die das Rund des Bogens wölbend nach oben tragen. In derselben Weise wird das aufstrebende Prinzip durch die Verwendung stärkerer Säulen in der horizontalen Arkadenreihe über dem Hauptportal betont. Die geometrisch strenge, klassische Linie der Archivolten wird naturalistisch durch phantasievolles Rankenwerk unterbrochen, die Säulen sind umwunden von Spiralornamenten, die Türpfosten

Aufn. B. Pieri

Abb. 6. Krypta in S. Pietro, 6. Jahrh.

durchbrochen von tierischen und pflanzlichen Schmuckformen. Der Türsturz ist kein reines Bauglied mehr. Er ist durch die betonte Auswahl seines Reliefschmuckes gleichzeitig symbolische Überhöhung des Tores geworden, durch das ein Gläubiger in die Gemeinschaft einzugehen aufgefordert wird. In der Mitte thront die Gottesmutter mit dem Kinde, das steif und unplastisch verkürzt auf ihren Knien festgehalten wird, aber mit unsäglich rührender und tröstlicher Geste die Hand zum Segen erhebt, — zu seiner Linken das Gotteslamm, rechts eine heidnisch anmutende Opferszene. Der repräsentative Ausdruck älterer Kulturen wird hier umgeschmolzen zu einer zwar noch ungelenken, aber sehr verinnerlichten, sehr volkstümlichen Sprache. — In halber Höhe der Pfeiler, als Mittler zwischen den Gläubigen und der erhöhten Gottheit, stehen zwei Apostel, demütig, ruhevoll, streng, mit verschlossenem Ausdruck. Noch ist die physiognomische Lebendigkeit aller Gestalten beeinträchtigt durch stoffliche Gebundenheit an die Reliefmasse. Die Kunst ist wie die Gesinnung naiv, verbohrt, kultisch, formelhaft, aber gerade durch die Einfalt und Unbeholfenheit ihrer Sprache gewinnt sie in so hohem Maße an Eindringlichkeit, daß sie zur lebendigen Verkündigung einer neuen Geistigkeit wird.

Über die Fassade sind weiter verteilt die Evangelistensymbole, Tauben, Pfauen und Löwen; neben der Fensterrosette antike Skulpturen, die unbekümmert Verwendung finden, wenn sie sich in Umfang und Form der symmetrischen Ordnung eingliedern. Hier herrscht noch ein primitives, trotziges Genügen an zusammenhanglos nebeneinanderstehenden, gleichsam addierten Gebilden vor. Die architektonische Wiedergabe einzelner, einfacher, in sich abgeschlossener Gedanken muß wort- und satzweise vom Gesamtbild abgelesen werden.

Sehr anschaulich verdeutlicht sich das mangelnde Empfinden für organische Komposition am Pulpitum (Kanzel) im Inneren der Kirche (Abb. 5). In sorglosem Nebeneinander werden die Erzeugnisse und Bruchstücke zahlloser Epochen und Kulturkreise verwendet: antike Säulen, byzantinische Mosaiken, maurische Platten, langobardische Ornamentfriese, ein römisches Hoheitszeichen, dämonische Tiere, Heilige, skurrile Fratzen und Masken. Dennoch ist das Ganze zusammengefügt in einem unverkennbar

bewußten Stil- und Zweckwillen, — eine große Leistung insofern, als der neuen Kulturwelt aus Altem ein Anfang geschenkt wurde.

Die beiden Kirchen in Tuscania sind Zeugen eines innerlich erstarkenden Gefühls und künstlerischen Schöpferwillens, der unaufhaltsam vorwärtsströmt zur gotischen Lebensauffassung. Ihre Architektur darf als dringlichste Ausdrucksform vergeistigter Religiosität angesprochen werden und muß als kämpferisches Bekenntnis um so höher gewertet werden, als Denkmäler dieses Stils in Mittelitalien eine außerordentliche Seltenheit bedeuten.

## Kleiner Beitrag zur Geschichte der Urteile und Vorurteile

**Von Dr. König, Soest i. W.**

Das landläufige Urteil über unsere Ahnen, das am Anfang des 19. Jahrhunderts herrschte, gibt der wirklich „klassische" Satz Adelungs (1806) wieder: „Der Germane ist das Raubtier, das schläft, wenn es nicht jagt oder frißt." Die Lieblosigkeit dieser Anschauung wurde bald durch die Romantiker überwunden, die Unwissenheit, die sie ermöglichte, aber erst langsam. So finden wir am Ende des 19. Jahrhunderts die Ansicht vorherrschend, daß die Germanen zwar sehr anständige und auch bildungsfähige Leute waren, aber eben „Primitive", die sich mindestens die Anregungen und Grundlagen zum eigenen Kulturschaffen aus der Fremde holen mußten. So kam die Hochflut der „Entlehnungstheorien", merkwürdigerweise vorwiegend aus den nordischen Ländern, wo doch mehr Zeugen germanischer Kultur erhalten waren als in Deutschland. Nilsson suchte beinahe die ganze germanische Bronzekultur als phönikische Einfuhr hinzustellen. Die Entlehnung der Runen aus der lateinischen (Wimmer), griechischen (Bugge u. v. Friesen) oder keltischen (Marstrander) Schrift hat noch heute Verfechter. Das Tollste auf diesem Gebiete aber ist der Versuch Bugges, den Baldurmythus auf den „Toledoth Jeschu" zurückzuführen (s. Sophus Bugge-Oslo, Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen, München 1881). Jene im frühen Mittelalter entstandene rabbinische Schmähschrift stellt Jesus als einen Zauberer dar, dessen Wunder durch den Gegenzauber des Judas Ischarioth immer wieder abgeschwächt oder vereitelt werden. Es gehört eine echt jüdische Einbildungskraft dazu, sich die, sagen wir medizinischen Einzelheiten auszudenken, wie Jesus von Judas „unrein" gemacht wird. Da nun Judas unter anderem die Hölzer bezaubert hat, daß sie seinen Leichnam nicht tragen sollten, und Judas ihn in schlauer Ausflucht an eine große Kohl-Staude hängt, ist für Bugge die Ähnlichkeit mit Balders Tod durch den Mistelzweig — und damit die Entlehnung der schönen germanischen Sage aus dem widerlichen jüdischen Machwerk — gegeben! So etwa hielt ein so verdienter Forscher wie Bugge für möglich!

Es ist eine Genugtuung für uns, daß deutsche Forscher tatkräftig diese Anschauungsweise bekämpften. So W. Schwartz in seiner Arbeit „Indogermanischer Volksglaube", Berlin 1885. Wolfgang Menzel betonte in seinem Werk „Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre", Leipzig 1870, daß „unsere Vorfahren wie in Welt der Taten, so in der Welt der Gedanken originell und den bedeutendsten Völkern des Altertums ebenbürtig waren". Menzel ist in mancher Hinsicht als Vorläufer Wirths anzusehen. Die Symbole des Weltbaumes (einschließlich Irminsul!), des Schwanes, der beiden Schlangen usw. werden ausführlich behandelt. Sehr gut ist der Gegensatz des ewigen, gütigen Himmelsgottes und Allvaters zu Odin dargestellt, der „zwar als der höchste und mächtigste Gott verehrt wurde, aber keineswegs als ein ewiges Wesen, sondern nur als der Herrscher in einer gewissen Zeit, die ein Ende nehmen sollte". Dann wird „Allvater einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, deren Herrschaft der vom Tode erstandene Baldur übernehmen wird".



In einer mitreißend lebendigen Art schrieb Prof. Dr. Sepp 1890 seine „Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volkssagen, Aufzügen und Festbräuchen bis zur Gegenwart". Einige Sätze aus der Einleitung: „Wir haben allen Grund, unseren deutschen Nationalglauben hoch zu halten und zur näheren Kenntnis und Würdigung zu bringen." — „Weil im Psalm 96 steht, ‚Die Götter der Heiden sind Dämonen', mußten wir nicht bloß Götzenanbeter, nein! Satansdiener sein. — Es gibt nur zu wenige, die ein Urteil haben. Ich bin kein Heide, gleichwohl fürchte ich mit dem Heidenpropheten Bileam das Schicksal teilen zu müssen, daß mancher Esel mich eines Besseren wird belehren wollen." — Sepp protestiert auch heftig gegen Bugges Entlehnungstheorien, glaubt allerdings noch den weisen Mimir auf den phönikischen Memra zurückführen zu sollen. Das Buch ist eine vorzügliche Fundgrube für alte Volksbräuche. Das Barbarenvorurteil wirkt auch heute noch nach. In seinem Aufsatz „Die Christianisierung der Germanen" (im Sammelwerk „Die Nation vor Gott", Wichernverlag Berlin, September 1933) bezeichnet Joh. von Walter die Irminsul als „rohen" Holzklotz, obwohl in der Beschreibung Ludwig von Fuldas nur steht „truncus ligni non parvae magnitudinis" und die kunstvolle Form der Irminsul dank Teudt allmählich bekannt sein sollte[1]. Ihre Zerstörung war nach Walter nur ein Strafzug dafür, daß die sächsischen Engern 772 „in gewohnter Weise einen Raubzug in das fränkische Gebiet unternahmen und hierbei auch Kirchen plünderten und zerstörten"[2]. Alles weitere war Schuld der Sachsen, die den gelobten Frieden „nicht aufrichtig meinten". Die zwangsweise Bekehrung und den Mord von Verden verurteilt Walter allerdings auch.

## Unheilvolle Suggestionen

### Altsteinzeitliche Funde in Norddeutschland – Dogmen von 1812–1931 – Germanische Astronomie, Steinkreise und Oesterholz

**Von O. Huffert**

Gustav Schwantes, bekannt als vorsichtig abwägender Forscher, beginnt seine wichtige Arbeit „Nordisches Paläolithikum und Mesolithikum"[3] mit folgenden Sätzen: „Die vorgeschichtliche Forschung Nordeuropas stand und steht noch heute allzu sehr unter dem Einfluß der Suggestion, daß die Inlandsvereisung die nordischen Gebiete dem Menschen verschloß, die Siedlungsspuren der Zwischeneiszeiten vom später einrückenden Eise vernichtet wurden, und man daher im allgemeinen kaum Zeugnisse des paläolithischen Menschen erwarten dürfe. Zwar haben schon vor längerer Zeit Montelius und andere Forscher[4] auf die Möglichkeit hingewiesen, daß der Mensch während der frühen Nacheiszeit oder sogar während der jüngsten Vereisung den Norden bewohnen konnte, und Montelius glaubte, zu den mitteleuropäischen Zivilisationen des Solutréen und Magdalénien Entsprechungen im Norden gefunden zu haben, aber seine schwach begründeten und zum Teil offenbar falschen Thesen haben den alten Glauben an die Unbewohnbarkeit des Nordens in so früher Zeit nicht allzu tief gewandelt. So kommt es, daß bis vor nicht allzu langer Zeit das Spätneolithikum für den norddeutschen Vorgeschichtsforscher im allgemeinen die früheste erkennbare Besiedelung war. Selbst die sehr weit verbreiteten Wohnstätten mit Steingeräten der frühneolithischen oder mesolithischen Zeit entgingen unserem ein-

[1] Vgl. E. Weber, „Truncus ligni", „Germanien" 5/1934, S. 154.

[2] Bekanntlich unternehmen die Sachsen immer nur Raubzüge, die unschuldigen Franken (lehrreich Dahn, Ebroin!) sind natürlich zu Sanktionen, Ruhrbesetzung u. dgl. gezwungen, wie sich das gegenüber Leuten gehört, die Versailler und andere Verträge nicht aufrichtig meinen. Schriftleitung.

[3] Erschienen in der „Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Hamburgischen Museums für Völkerkunde" (Mitt. a. d. Museum f. Völkerkunde in Hamburg XIII), Hamburg 1928, S. 159—252.

[4] Wenn ich mich recht erinnere z. B. Emil Weerth im Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellsch. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Jahrgang XLVI (1915).

seitig orientierten Blick, insofern sie nicht auffallende und große Formen, wie Kernbeile und Spalter, enthielten. Erst eine genauere Darstellung der ehemals oft nur allzu summarisch aufgefaßten glazialen Vorgänge kann den Sinn für eine Auffassung freimachen, die eher der Wirklichkeit entspricht."

Schwantes behandelt dann kurz die Grundlagen seiner Arbeit: die Auffassung über die Ausdehnung der letzten norddeutschen Vereisung, wie Wolf und Gripp sie vertreten; die Zählungsmethode, die der Schwede de Geer ausgearbeitet hat („gehört zu den großartigsten Ergebnissen der nordischen Geologie"); die Gewinnung der absoluten Chronologie der Eiszeit durch Koeppen-Wegener auf der Grundlage der Berechnungen durch Milankowitsch („von außerordentlicher, allgemeinwissenschaftlicher Tragweite")[1]. Innerhalb des neuen zeitlichen Rahmens für die Eiszeit erörtert dann Schwantes die verschiedenen norddeutschen und dänischen Fundplätze, die für ihn in Frage kommen, und kommt am Anfang der „Schlußbetrachtungen" noch einmal auf die grundsätzliche Erwägung der Einleitung: „Bei der Abfassung dieser Abhandlung war ich in erster Linie von dem Wunsch geleitet, zu zeigen, wie sehr sich die Erforschung des ältesten Menschendaseins im Norden in den Anfängen zu befinden scheint. Wenn die in der Tabelle gegebene Übersicht über die geologische Entwicklung in einzelnen Punkten der Wirklichkeit näherkommt als frühere Auffassungen, so ist damit für die Ansiedlung des Menschen im Norden in sehr früher Zeit viel Möglichkeit gewonnen. Damit wächst die Wahrscheinlichkeit des Auftretens neuer Funde ganz außerordentlich, und der Entdeckungseifer braucht nicht, wie früher so oft bei uns in Norddeutschland, an dem Gedanken zu erlahmen, daß die Eisbedeckung hier die Spuren menschlichen Daseins in allzu großem Umfang verwischen mußte und höchstens Funde aus der Rückzugszeit des allerletzten Inlandeises sich einstellen können. Der vom Druck derartiger Suggestionen befreite Blick wird, wie ich bestimmt glaube, noch Ungeahntes entdecken. Hier sozusagen heilend einzugreifen, war eine der Aufgaben, die ich mir setzte."

Schwantes' Aufmunterung hat Erfolg gehabt. Ich will nur zwei Funde erwähnen. Im Anschluß an die Entdeckung eines Flintschlagplatzes am Rande des Maienburg-Ahrensburger Tunneltales (s. a. Germanien, 1933, H. 1, S. VI und Germanien, 1934, S. 180) untersuchte sein Schüler Alfred Rust[1] die nassen Wiesen, die dem Wohnplatz vorgelagert sind. In etwa 2 m Tiefe wurde ein Faulschlammsandgemisch erreicht, in dem auf 40 qm allein zwanzig bearbeitete Rengeweihstangen gefunden wurden, eine Knochenharpune, Messer aus Pferderippen, Hohlgriffe aus Vogelknochen und vor allem ein bis jetzt einzig dastehendes Gerät aus Rengeweih, das wahrscheinlich einen sehr kunstreich gebauten Angelhaken darstellt. Die Funde gehören der späten Madeleinezeit an, zeigen in der Ornamentik und in Eigenart der Steinbearbeitung aber noch eigentümliche Besonderheiten.

Aus einer wesentlich älteren Zeit stammen die Funde von Eidelstedt. „Ganz unlängst, 1934, sind nun endlich auch im äußersten Norden Deutschlands, bei Eidelstedt im südlichen Holstein, die ersten unzweifelhaft altpaläolithischen Geräte gefunden von Karl Otto Pieluz, und zwar in einer eiszeitlichen Sandablagerung. Es handelt sich zum Teil um echte, breite Levallois-Abschläge[2], von denen einer durch Bearbeitung der Ränder zu einem spitzen oder schaberartigen Werkzeug umgeformt wurde. Auch ein zierliches Gerät nach Art der Moustier-Handspitzen ist dabei. Zum ersten Male ist durch diese hochinteressanten Funde der Eidelstedter Stufe, wie wir sie nennen können, eingetroffen, was ich seit Jahren voraussah, indem ich darauf hinwies, daß in dem Gelände westlich von dem baltischen Moränengürtel, der den Ostrand der kimbrischen Halbinsel durchzieht, Funde aus dem Altpaläolithikum zu erwarten seien. Ein schon seit längerer Zeit bekannter bearbeiteter Feuerstein von Harebjerg in Dänemark, der bisher völlig vereinzelt dastand, könnte vielleicht auch in dieselbe altpaläolithische Besiedlungsstufe des Nordens gehören. Hoffentlich bekommen, durch den neuen Fund angeregt, unsere norddeutschen Sammler Mut zu weiteren energischen Forschungen in unserem Moränengelände"[1].

[1] De Geer hat sich durchgesetzt. Das Zeitgerüst, das Koeppen und Wegener aufgestellt haben und das Soergel als Geologe in jeder Weise unterstützt hat, setzt sich immer mehr durch. Prof. Dr. Andree, Geologe von Haus aus und Fachmann für das Gebiet der Alt- und Mittelsteinzeit, hält es für „unbedingt richtig", ebenso tritt der Geologe K. v. Bülow unter gewissen, noch gebotenen Beschränkungen dafür ein („Alluvium", Berlin 1930).

[1] A. Rust, Eine Rentierjägersiedlstätte in Norddeutschland. Forschungen und Fortschritte 1934 (Jg. 10), S. 150/51.

[2] Die Levallois-Typen sind besondere Gerätformen, die sich darstellen als sehr große und flache Abschläge (mit dünnem Querschnitt) von einem Kernstein. Benannt sind sie nach Levallois-Perret bei Paris.



Wir kennen in der Entwicklung der Urgeschichte ähnliche Suggestionen, man kann auch sagen Dogma oder hindernden Autoritätsglauben. 1812 veröffentlichte Cuvier, damals der angesehenste Geologe, die Behauptung, daß es keine ausgestorbenen Menschenformen, keine „antediluvianischen" Menschen gegeben habe. Wiegers[2], dessen sorgfältig gearbeitetem Kapitel ich hier folge, bemerkt: Die heutige Erdoberfläche ist nach Cuvier das Ergebnis der letzten Erdrevolution (C. nahm eine Entwicklung der Erde und des Lebens in Katastrophen an), die vor 5—6000 Jahren stattgefunden habe. Der Mensch ist erst nach derjenigen Katastrophe erschienen, die die ausgestorbenen Säugetiere vernichtet hat, deren fossile Knochen sich in den jüngsten Formationen vorfinden. Ein gemeinsames Alter dieser Tiere mit den Menschen lehnt Cuvier ab, wenigstens für Europa. Wiegers gibt den genauen Wortlaut der häufig angeführten Stelle, die gewöhnlich zusammengefaßt wiedergegeben wird: L'homme fossile n'existe pas.

„Leider folgten fast alle Gelehrten, die mit und bald nach Cuvier lebten, blindlings (gesperrt von uns. Schriftleitung) den Ansichten ihres Meisters. Wer vorgab, in alten Höhlen oder Erdschichten Menschenknochen oder Geräte zusammen mit den Gebeinen vorweltlicher Tiere gefunden zu haben, wurde kaum beachtet oder ausgelacht"[3]. Es gab solche, die vorgaben... Wiegers stellt fest, daß der erste Geologe, der sich im Gegensatz zu Cuvier für die Gleichaltrigkeit des Menschen mit den fossilen Tieren ausgesprochen hat, der Baron v. Schlotheim war, der 1820 in seiner Petrefaktenkunde und ausführlicher 1822 in den Nachträgen dazu den Fund fossiler Menschenknochen aus dem Winterschen Gipsbruch bei Köstritz in Thüringen beschreibt. Die geringe Bedeutung, die man solchen Funden beimaß, erhellt daraus, daß ein von Schlotheim außerdem angeführter Menschenschädel aus dem zwischeneiszeitlichen Kalktuff von Bilzingsleben (Thüringen) verschollen ist. Heute besitzen wir aus Thüringen nur Trümmer von Knochen des Neandertalers. Auch über französische Funde aus den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts berichtet Wiegers. Cuvier bemerkte zu diesen Funden: „Man hat vor einigen Monaten viel Lärm gemacht um menschliche Knochen, die mit anderen Knochen in Höhlen unserer südlichen Provinzen gefunden sind, aber es genügt, daß sie in den Höhlen gefunden sind, um gegen die Regel zu verstoßen." (!) Das war 1830. Zwei Jahre später starb Cuvier, aber die von ihm verursachten „Suggestionen" blieben.

1839 suchte und fand Boucher de Perthes, Direktor der Zölle in Abbeville — Laie —, die ersten Werkzeuge des „vorsintflutlichen" Menschen. Man lachte ihn jahrelang aus. Aber auch ohne wissenschaftliche Bewilligung pflegte er seinen „Privatvogel" weiter. 1859 verhalfen ihm englische Geologen zur Anerkennung, „antediluvianische" Werkzeuge waren genehmigt — auf den Funden von Boucher de Perthes beruht nun die Erforschung der Altsteinzeit —, aber in zwanzig Jahren kann schon allerhand unbeachtet geblieben sein infolge einer — Suggestion.

In demselben Jahre veröffentlichte Fuhlrott seine Beschreibung der Reste des Neandertal-Menschen, nachdem er schon 1857 öffentlich ausgesprochen hatte, es müsse sich um fossile Menschenknochen handeln. Fuhlrott wurde nicht genehmigt, obwohl der Bonner Anthropologe Schaaffhausen sich ganz auf seine Seite stellte. Ich habe in der Besprechung („Germanien" 1933, S. 155) der Lebensbeschreibung Fuhlrotts, die Bürger 1930 herausgegeben hat, schon darauf hingewiesen, daß der englische Geologe Lyell als einziger es für nötig hielt, die Fundhöhle persönlich in Augenschein zu nehmen. Nach jahrelangem Kampf spricht Rudolf Virchow sein bekanntes vernichtendes Urteil. Erst 1901 unternahm Schwalbe das Wagnis einer neuen Untersuchung und führte den Nachweis, daß es tatsächlich einen Neandertalmenschen im heutigen Sinn gegeben hat. —

Der Kampf um das Dreiperiodensystem, Schliemann und Troja, der Bronzekrieg, es gäbe noch eine ganze Menge zu erörtern. Aber ich will zunächst diesen Abschnitt mit ein paar Sätzen aus Riek be-

[1] Schwantes, Deutschlands Urgeschichte (1934), S. 13.

[2] Diluviale Vorgeschichte des Menschen I. (Stuttgart 1923), S. 1—23. W. erkennt die Verdienste Cuviers übrigens durchaus an. — Ich möchte hier auch darauf hinweisen, daß Wiegers seit Jahren für Deutsche Bezeichnungen in der Untergliederung der Steinzeit eintritt, schon deswegen, weil sich das französische Schema nicht auf die anders gearteten Verhältnisse Deutschlands übertragen läßt. Der Kampf um diese Bezeichnungen ist ein lehrreiches Kapitel für sich.

[3] G. Schwantes, Deutschlands Urgeschichte. 5. Aufl. 1934. S. 14.

schließen[1]: „Geblendet durch die Paläolithfunde aus der lediglich besser durchforschten französischen Fundprovinz, die zu allen Diluvialperioden Hochstände der Altsteinzeitkulturen erlebt haben soll, glaubten bis in die letzte Zeit herein verschiedene Paläolithforscher, daß unter der Ungunst eines lebensfeindlichen Klimas die südeutschen Jägerhorden in dauerndem Lebenskampfe jeglichen Kunstempfindens bar gewesen wären. Schon in Anbetracht des Vorhandenseins der auf der großen Linie von westeuropäischen Verhältnissen nicht so übermäßig abweichenden biotischen Faktoren für die Paläolithiker hätten wir diesen verfrühten Schluß unterlassen müssen. Desto mehr dürfen wir heute dem Zufall dankbar sein, daß nunmehr der mitteleuropäische Lebensraum nicht weiterhin als Tummelfeld diluvialer Barbareninvasion zu gelten braucht."

Die Suggestion ist eindeutig umschrieben: in Frankreich sind zuerst Werkzeuge der Altsteinzeit geborgen worden — eben durch Boucher de Perthes —, das Forschen nach altsteinzeitlichen Dingen setzte dort früher ein als bei uns, infolgedessen wurde mehr gefunden als bei uns. Die klimatischen Verhältnisse waren während der einzelnen Kaltzeiten tatsächlich besser als bei uns, es war noch nicht genügend bekannt, daß in Mitteleuropa andere Formenkreise auftreten (die man zunächst mit dem Verlegenheitsbegriff Praemoustérien bezeichnet) — es wurde aus bedingten Befunden ein maßgebliches Prinzip gemacht, ein Dogma. Eben das suggestive Dogma, daß man in Deutschland vergebens nach Zeugen altsteinzeitlicher Kunst suchen würde. Und nun hat Riek in einer verschütteten Höhle am Vogelherd die schönsten geschnitzten Rundbilder gefunden, die Europa bisher überhaupt kennt.

Die Suche nach den Zeugnissen einer möglichen astronomischen Betätigung der Germanen wurde ebenfalls gehemmt, ja lächerlich gemacht durch die Suggestion, das Vorurteil, daß es so etwas überhaupt nicht gegeben haben könne. Ein einleuchtender Grund war allerdings nicht anzugeben, die Annahme höherer geistiger und künstlerischer Betätigung widersprach nur der Regel. Einer Regel, wie sie Cuvier aufgestellt hatte für die Behandlung der Frage nach den Ahnen des Menschengeschlechtes. Einer Regel, wie sie Matthias Koch noch aufgestellt hatte für die Beurteilung von Altsachen aus Erz und Gold, die in Gräbern auf deutschem Boden gefunden wurden.

Allerdings kann man bei der Untersuchung der Frage nicht von der gegenwärtigen Astronomie ausgehen, denn sie ist fast ausschließlich eine Erkenntniswissenschaft geworden. Ein solcher — falscher — Standpunkt könnte ein wenig Entschuldigung sein für die Ausführungen, die F. Boll unter dem Stichwort „Astronomie" im Reallexikon der germanischen Altertumskunde (I, 1911—13) veröffentlicht hat: „Die astronomischen Kenntnisse der germanischen Völker bis zum Eintritt des arabischen Einflusses können, da eine Pflege der wissenschaftlichen Astronomie durch lange Zeiträume fortgesetzte und verarbeitete Beobachtungen erfordert, lediglich als ein Erbe des griechisch-römischen Altertums angesehen werden." Trotz der zugebilligten Entschuldigung eine seltsame Begründung! Reichte die Zeit nicht für die fortgesetzte Beobachtung, reichte die Fähigkeit zur denkenden Verarbeitung nicht, reichten die Hilfsmittel nicht? Was die Fähigkeit zur denkenden Beobachtung angeht, so sei an den Sternen-Oddi erinnert. Was die Hilfsmittel angeht, so sei auf die Sternenkunde der Ägypter hingewiesen. Es wird niemandem einfallen, zu bestreiten, daß die Ägypter schon in sehr früher Zeit eine sorgfältige Himmelsbeobachtung betrieben und entsprechende Ergebnisse (Einführung des ägyptischen Kalenders 4240 v. Zw.) erzielt haben. Allerdings hatten die Ägypter eins vor dem Norden voraus, das ihnen die Beobachtung erleichterte: Die Klarheit des Himmels, aber die Hilfsmittel der Beobachter waren so, daß man sie ohne weiteres auch im Norden haben konnte: „Die Instrumente der ägyptischen Astronomen, die für die Zeitbestimmung während der Nacht durch Beobachtung der Gestirne benutzt wurden, sind uns erhalten: ein Visierstab und ein Griff mit herabhängendem Lot. Sie ermöglichen es, zwei einander gegenübersitzenden Priestern nachts auf dem Tempeldach die Gestirne festzustellen, die über dem Kopf des Partners hinwegziehen. Aus Tabellen, die auf Grund langjähriger Beobachtungen hergestellt waren, wußten sie, welcher Stern am Anfang jeder Nachtstunde über dem Kopfe des Partners hinwegziehen mußte. Begreiflicherweise stand

[1] Die Eiszeitjägerstation am Vogelherd im Lonetal. Tübingen 1934. — Die Arbeit, die die hervorragenden Ergebnisse der 1931 durchgeführten Grabungen im Lonetal behandelt, wird noch ausführlich in „Germanien" gewürdigt. Es sei aber schon hier gesagt, daß die Grabung die bisher schönsten europäischen Elfenbeinschnitzereien aus dem Aurignac-Kreise gebracht hat. S. a. die Besprechung Germanien 1934. S. 380.



der betreffende Stern dann nicht immer senkrecht über der Mitte des Kopfes, sondern auch, wie die Tabellen angeben, ‚über dem linken Auge', ‚über dem Herzen', ‚über dem rechten Ellbogen' oder ähnlich. Wir pflegen diese Tabellen ‚Stundentafeln' zu nennen und kennen sie aus Wiedergaben in Königsgräbern der 20. Dynastie, die im einzelnen leider recht ungenau sind. Die einzelnen Tabellen sind auf den ersten oder fünfzehnten Tag eines Monats ausgefertigt, für die dazwischenliegenden Tage konnte der beobachtende Priester selbst durch Ausgleichung die Bedeutung seiner Beobachtungen ermitteln."[1] — „Zugehauene Steine in Eiform, oben mit Ansatz und zuweilen auch Durchbohrung, unten zugespitzt, haben als Gewicht eines Lotes gedient, wie Maurer es in ihrem Handwerkszeug zum senkrechten Ausloten der Wand brauchen; ... Ein ähnliches Lot von kleinerer Form und sorgfältigerer Ausführung benutzte der ägyptische Priester bei der Himmelsbeobachtung in Verbindung mit einem Visierstab; ein erhaltenes Lot, allerdings ohne Gewichte, in Berlin, Ägyptisches Museum."[2]

Ein hölzerner Visierstab, der sich in Oberägypten infolge der Trockenheit der Luft leicht erhalten konnte, bleibt im Norden nur unter außergewöhnlich günstigen Umständen erhalten. Ein steinernes oder tönernes Gewicht zum Beschweren eines Lotes kann sich natürlich auch im Norden erhalten, und es wäre zu erwägen, ob alle Stücke in unseren Sammlungen, die als Webstuhlgewichte oder dergleichen angesehen werden, tatsächlich solche sind und ob nicht auch einige als Lotgewichte gedient haben könnten.

Aber „die germanischen Stämme wußten so wenig von Solstitien und Aquinoktien, daß sie nicht einmal Namen dafür hatten und den Begriff erst durch die Römer erhielten" (Boll am angezogenen Orte). Vermutlich haben die Germanen, um die rechten Zeiten für die Wendefeiern zu erfahren, erst Sondergesandtschaften nach Rom geschickt, und die Römer haben dann wohl, da sie ihren eigenen Kalender nicht in Ordnung halten konnten, in Alexandria angefragt!

Inzwischen ist die unheilvolle Suggestion, daß in Germanien keine Astronomie, wie man sie brauchte, betrieben werden konnte, glücklicherweise beseitigt. Es genügt, auf die entsprechenden Abschnitte der Berliner Aussprache hinzuweisen[3].

Aber diese Suggestion wird trotzdem noch lange nachwirken, zumal sie sich in Werken von solchen Verfassern findet, die sich großen Ansehens erfreuen und deren sonstige Verdienste übrigens in keiner Weise bestritten werden sollen. Am 5. März 1934 hat C. Schuchhardt das Vorwort zur 2. Auflage seines Buches „Vorgeschichte von Deutschland"[2] geschrieben. Darin heißt es: „Die altgermanischen Bauern sollen in Walhall sehr gelacht haben, als man sie zu großen Astronomen stempeln wollte ..." Auf diesen Satz ist auch im Inhaltsverzeichnis unter dem Stichwort „Astronomie" ausdrücklich verwiesen. H. Hofmeister hat diese Einstellung in einem kleinen Aufsatz in der „Deutschen Zeitung" schon genügend gekennzeichnet. Auf S. 196 und S. 198 sagt Schuchhardt aber noch einiges über germanische Astronomie: im Zusammenhang mit den ostdeutschen Steinkreisen und mit Oesterholz.

Es ist zunächst ganz allgemein die Rede davon, daß sich etwa von 700 v. Zw. an vielfach Steinkreise rings um die Gräber fänden, „nicht groß, nur etwa 3—5 m im Durchmesser, aber doch auffallend an die alten westeuropäischen Grabkreise erinnernd, und denen man nun auch, ähnlich wie man es fälschlich schon bei Stonehenge[3] in Südengland getan hatte, eine astronomische Bedeutung zuschreiben wollte. Von ‚altgermanischer Astronomie' wird deshalb in den letzten Jahren vielfach bei uns gesprochen." Die Angaben sind zu allgemein; es ist nicht ersichtlich, welche Örtlichkeiten Schuchhardt im einzelnen meint (auch in den Anmerkungen finden sich zu § 152, „Steinkreise", keine Hinweise), und also kann man nichts dazu sagen. Es heißt dann weiter, daß über solche Steinkränze mit kleinem Durchmesser die besten Beobachtungen bei Börnicke gemacht seien. „In

[1] Reallexikon der Vorgeschichte Bd. 1, 1924, S. 245, Beitrag von Röder zu dem Stichwort „Astronomie" (A. Ägypten).

[2] Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 4, 1926, S. 310 aus dem Beitrag von Röder zu dem Stichwort „Gewichte. Ägypten".

[1] Germanien, 1935, S. 1—3.

[2] R. Oldenbourg. München und Berlin 1934.

[3] Ich wiederhole die Anmerkung, die ich zum Aufsatz Riem „Altnordische Astronomie" (Germanien, 3. Folge 1931/32, S. 19—25) gemacht habe: „Es ist bekannt, daß die sakral-astronomische Deutung des Steinkreises (gemeint ist Stonehenge) verschiedentlich bestritten worden ist. Soweit es sich um mathematisch-astronomische Deutungsversuche handelt, die an die Zahl der bis zum Jahre 1919 bekannten Steine anknüpfen, werden sie kaum haltbar sein, da durch die Grabungen der Society of Antiquaries of London seit 1919 drei weitere Kreise zwischen Rund-

Börnicke waren die Kreise 3—5 m weit, die Einhegungssteine nur ½—¾ m hoch, in der Mitte jedesmal das Haupturnengrab, daneben aber vielfach Nachbestattungen. Die Gräber begannen gegen 500 v. Chr. und gingen durch die ganze Latènezeit. Über 600 Urnen sind aus ihnen ins Berliner Staatl. Museum gekommen."

Der nächste Absatz dieses Paragraphen behandelt „die Steinkreise mit Menhirs bei Odri südlich von Danzig, im heutigen ‚Korridor'". Aber über die Eigenart dieser Kreise wird viel zu wenig gesagt („mit Menhirs"),[1] sie lassen sich doch nicht mit den vorher behandelten vergleichen! Zuerst wird die steinzeitliche Beziehung zu Westeuropa zurückgewiesen. („Aber alle Steinkreise, in denen inzwischen gegraben ist, haben sich als viel später, erst hallstatt- und latènezeitlich, herausgestellt, und von denen bei Odri reichen einige sogar bis in die römische Zeit.") Dann werden spätere Beziehungen zu Oberitalien als einzig möglich hingestellt. „Von altgermanischer Astronomie kann bei diesen Steinkreisen keine Rede sein. Sie sind samt und sonders Gräber. Auch Stonehenge in Südengland, das zu solch astronomischen Ausdeutungen den ersten Anstoß gegeben hatte und vielfach als Sonnentempel galt, hat jetzt bereits über 20 Gräber geliefert." Die Folgerungen, die Schuchhardt aus dem Beieinandersein von Gräbern, Steinkreisen und Steinsäulen zieht, sind keineswegs zwingend. Weil in den Steinkreisen Gräber gefunden sind, sollen die Steinkreise bzw. die Säulensteine (Trilithen [d. h. je 3 in einer Reihe nebeneinanderstehende Steine] bei Odri und bei Trzebcz) von vornherein zu diesen Gräbern gehören, die Gräber sollen das Primäre sein, und aus der Art der Bestattungen soll das Alter erschlossen werden. Was das Alter angeht, so bemerkt La Baume,[1] daß es nicht möglich sei (auf Grund der Gräber), das Alter der Steinkreise und Trilithen von Odri näher zu bestimmen (es könne sich übrigens möglicherweise um Kultstätten handeln). Und nebenbei: Die Steinsetzung aus drei gleichmittigen Kreisen, in deren innerem drei aufrechte Steine in einer Reihe stehen, die bei Trzebcz, Kr. Kulm, entdeckt ist, sieht zwar La Baume als ein Grab an, aber als eins, das dem Kreise der Megalithkeramik angehört, weil die Urnen Tiefstichverzierung aufweisen. Auch hier ist das Grab nicht notwendig das Bedingende und die Steinanlage das Bedingte, aber jedenfalls kann diese Anlage als steinzeitlich angesetzt werden. Wenn natürlich in einen jungsteinzeitlichen Grabhügel ein säulenartiger Stein (Stele) hineingesetzt ist, wie etwa bei den Gräbern auf dem Amtmannsberg bei Leopoldstal,[2] dann ist ohne weiteres anzunehmen, daß die Steinanlage von der Bestattung her bedingt ist, aber bei den Anlagen von Stonehenge, Odri u. a. kann es sich durchaus so verhalten, daß Bestattungen an einem schon vorhandenen heiligen Ort vorgenommen worden sind.

Wenn wir christliche Verhältnisse heranziehen, so ist auf alten Friedhöfen die Kirche das zeitlich erste, um sie herum finden dann die christlichen Bestattungen „in geweihtem Boden" statt — das ist die Regel. Es wäre übrigens reizvoll, diesem Beieinander- und Bedingtsein einmal grundsätzlich nachzugehen.

Nun kommt aber noch etwas Besonderes hinzu. Schon Stephan hat darauf hingewiesen, daß die Steinkreise von Odri bestimmte astronomische Beziehungen aufweisen. Diese Feststellungen sind angezweifelt worden. Vor kurzem hat aber der Astronom Dr. Rolf Müller-Potsdam, der früher schon Ortungen an südamerikanischen Tempelbauten geprüft hat, neue Untersuchungen vorgenommen. Er hat festgestellt, daß der sogenannte mecklenburgische Steintanz nicht als astronomisch ausgerichtet gelten kann, daß aber bei den Anlagen in Odri sicher astronomische Beziehungen vorliegen (die Arbeit wird im „Mannus" erscheinen). Der praktische Zweck solcher astronomischer Ausrichtung kann nur im kultischen Kalenderwesen gesucht werden, es handelt sich um eine Einrichtung zur Festlegung der Festtage im Jahreslaufe. Eine solche Einrichtung darf aber ruhig als ein Heiligtum angesprochen werden, und so erklärt sich am ehesten die große Zeitspanne, die zwischen den Bestattungen in Odri liegt. Also nicht die Gräber sind das Bedingende, sondern die Steinanlage, und diese Steinanlage hat astronomischen Zwecken gedient. —

Schuchhardt beschließt seine Ausführungen über Steinkreise folgendermaßen (S. 198): „Ein großer Gutshof, Haus Gierke südlich Detmold, der von unseren deutschen Phantasten als astronomische Beobachtungsstätte genau der Stonehenge-Zeit, von 1850 v. Chr., ausgegeben wurde, ist durch zwei Urkunden im Detmolder Archiv als eine Anlage von 1695 nach Chr. erwiesen worden."

Was die astronomische Bedeutung von Haus Gierke-Oesterholz angeht, so braucht auch wieder nur auf die Berliner Aussprache verwiesen zu werden (die Arbeiten Prof. Hopmanns werden im „Mannus" erscheinen). Hier möchte ich nur auf Schuchhardts Datierung der Anlage eingehen.

Die Angabe Schuchhardts kann nur heißen: Der Gutshof Haus Gierke ist erst 1695 n. Zw. angelegt worden. Damit soll natürlich gesagt werden, daß bei dem Hofe an „germanische" Astronomie überhaupt nicht gedacht werden kann. Die aktenmäßig zu belegende Geschichte des Hofes ist nun insoweit völlig eindeutig, daß sein Alter weit über 1695 zurückreicht. Die einschlägigen Angaben, die O. Preuß[1] macht, sind von K. Weerth (einem Gegner Teudts) durchaus bestätigt worden. Preuß sagt über den Hof: „einst ein Meierhof der Familie von Schwarz zu Braunenbruch, den Graf Simon VI. im Jahre 1591 von der Familie eintauschte und ihn teilweise zur Vergrößerung seines Hauses Oesterholz (d. h. des Jagdschlosses) verwandte. Der Rest des Hofes wurde später als ein sattelfreies Gut vom Grafen Hermann Adolf an seinen aus einem Mindener Patriziergeschlechte stammenden Jägermeister Hermann Krecke, gest. 1670, verkauft." Schon aus diesen kurzen Angaben von Preuß ergibt sich, daß um 1591 Jagdschloß und Hof nebeneinander bestehen. Die Frage kann nur sein, ob etwa der Hofplatz verlegt worden ist. K. Weerth[1] ergänzt die Angaben folgendermaßen: „Zur Geschichte des Gierkenhofes und über die verschiedenen Benennungen ergibt die archivalische Untersuchung folgendes: Die erste sicher auf unseren Gierkenhof bezügliche Nachricht ist vom 15. März 1482: Simon, Bischof von Paderborn, belehnt Friedrich Schwartz, Frederike den Swarten, mit eynen hove tho osterholte und mit zwei Kottstätten daselbst (Akten des Ritterguts Braunenbruch, im Landesarchiv zu Detmold). — Die Familie Schwartz (auch Swarte, Schwarte, Schwartze) gehört dem lippischen Uradel an und hatte ihren Sitz zu Braunenbruch bei Detmold. Den von Paderborn zu Lehen empfangenen Hof zu Oesterholz haben die Schwartz durch einen Meier bewirtschaften lassen, wovon das Gut bis ins 17. Jahrhundert den Namen ‚Schwarzmeiershof' führt meist ist die Bezeichnung ausführlicher: ‚unsern Hof, den Schwartemeiers Hof genannt, zu Oesterholze im Amte Falkenberg gelegen' oder ‚einen Hof zu Oesterholz gelegen, der Schwartzemeiershof genannt' (Akten des Amtes Horn von 1591 im Landesarchiv zu Detmold), und so überall; . . Nach den eben zitierten Akten treten im Jahre 1591 die Brüder und Vettern Schwartz die Gutsherrlichkeit über ihren Hof mit Genehmigung des Bischofs von Paderborn als Lehensherrn an den Grafen Simon VI. zur Lippe ab, gegen Überlassung eines anderen Gutshofes. Bewirtschaftet wird jedoch unser Hof nach wie vor, gegen die üblichen Abgaben, von der Familie Schwartzmeier, und so bleibt dem Gute auch unter der Gutsherrlichkeit der lippischen Grafen (65 Jahre lang) der Name ‚Schwartzmeiershof' . . .[2] Erst im Jahre 1652 kauft Graf Johann Bernhard zur Lippe dem Schwartzmeier seine Rechte ab, und seine Nachfolger, Graf Hermann Adolf, nunmehr im vollen Verfügungsrecht über den Hof, verkauft einen Teil davon im Jahre 1656 an dem Jägermeister Heinrich Krecke, während die besten Ländereien zur landesherrlichen Meierei Oesterholz (jetzt Oberförsterei) gezogen werden. (Alles nach den Akten des Amtes Horn.) — Der so

graben und Hauptanlage aufgedeckt worden sind. — Gegen Lockyer (der astrale Beziehungen von Stonehenge festgestellt hatte) sind eine Reihe Einwände gemacht worden, die teils astronomischer Natur sind, teils im Denkmal selbst liegen. Trotz alledem „braucht die seit alters herrschende Auffassung, die in Stonehenge ein mit dem Kult von Himmelskörpern zusammenhängendes Heiligtum erkennen will, noch nicht notwendig als gefallen zu gelten, zumal die Tatsache der Gesamtorientierung gegen Sonnenaufgang unbestreitbar ist (gesperrt von d. Schriftltg.). Für den sepulkralen Charakter der Anlage ist nächst Evans am entschiedensten Schuchhardt eingetreten... Seine Argumente vermochten nicht, der herrschenden Auffassung durchschlagend Abbruch zu tun." A. Mahr im Realley. d. Vorgeschichte VII, S. 442 ff., 1928."

Im Aufsatz Riem auch eine Skizze von Stonehenge und von Odri.

[1] Auf S. 56 (§ 44), wo von ihnen laut Inhaltsverzeichnis zuerst die Rede ist, wird lediglich von der Zeitstellung gesprochen. Es fehlen auch hier die Literaturhinweise. Diese bis 1928 unter dem Stichwort „Trilithen-Grab" (W. La Baume) im Reall. d. Vorgeschichte, XIII, S. 436.

[1] Reall. d. Vorgesch. XIII (1929), Stichwort „Trilithen-Grab".

[2] Germanien, 3. Folge (1931/32), S. 96—103: „Ausgrabung von Grabhügeln bei Gut Rotensiek und im Leistruper Walde." In einer Anmerkung hatte ich auf die anregenden Mutmaßungen hingewiesen, die M. M. Lienau bezl. astronomischer Beziehungen gewisser Grabhügel aus der Lüneburger Gegend geäußert hat.

[1] „Die baulichen Alterthümer des Lippischen Landes". Detmold 1881. 2. Aufl. S. 160 (S. 111 über das Jagdschloß Oesterholz).

[1] K. Weerth, „Haus Gierke. Archäologisches, Methodisches, Archivalisches". Mannus Bd. 20, S. 232 bis 236.

[2] Flurnamen erinnern noch Ende des 19. Jahrh. an Schwarzmeier.

verkleinerte Schwartzmeiershof ist dann einige Generationen als ‚Kreckenhof' im Besitze der Krecks gewesen, von denen er in neuerer Zeit in die Hände der Familien Gierke — daher der heutige Name Gierkenhof oder Haus Gierke — weiterhin Gerstein und schließlich Kellner übergegangen ist."

Ich habe aus Zeitmangel nicht an Hand der Akten nachprüfen können, ob etwa eine zweimalige Verkleinerung des Hofes vorgenommen worden ist (Preuß: 1591, Weerth: 1656), doch ist jedenfalls als sicher anzunehmen, daß 1591 die Schwartzmeier in ihren alten Hofgebäuden sitzenbleiben. Wäre über die Verlegung der Hofgebäude um diese Zeit etwas aus den Akten zu ersehen, dann hätte Weerth das zweifellos bemerkt. In einem Nachtrag zieht Weerth dann noch einen Auszug aus dem Saalbuch des Amtes Horn heran, der im Jahre 1653 hergestellt ist und im „Dorf Oesterholz" fünf Höfe benennt, darunter den Schwartzmeierhof. Alle Höfe sind im Dreißigjährigen Kriege völlig zerstört, nur auf „des Schwartzmeyers Hoff" sind noch „zwei geringe alte Geben". „So ist die Furie des Dreißigjährigen Krieges über Osterholz dahingegangen, hat die ganze Besiedelung und fast alle baulichen Anlagen vernichtet. Nur zwei kleine Gebäude auf dem Schwartzmeyerhof haben den Krieg überdauert. Die Schwartzmeier selbst haben die Stätte längst verlassen, die Erben wohnen in Salzuflen, haben ihre Besitzrechte an den Grafen verkauft, welchen einen Teil des Schwartzmeierschen Gutes, offensichtlich eine Wüstenei, für 712 Thaler an Heinrich Krecke verkauft" (Weerth). Eine zweite Urkunde (Akte des Amtes Horn, C. Sect. IV, vom Jahre 1696), sagt Weerth in dem Nachtrag, verzeichne genau, „wie Krecke auf der tabula rasa alles neu angelegt hat". Aus dieser Angabe muß Schuchhardt geschloffen haben, daß der Hof als solcher überhaupt neu angelegt sei. Das geht aus den Angaben Weerths nicht hervor, Weerth versucht nur, wahrscheinlich zu machen, daß neben Gebäuden, Fischteichen, Gärten insbesondere die Wälle neu angelegt worden seien. Es ist vielmehr zunächst anzunehmen, daß die neuen Hofgebäude auf dem alten Hofplatz aufgebaut sind, zumal dort noch sehr erhebliche Reste alten Mauerwerks im Boden stecken.

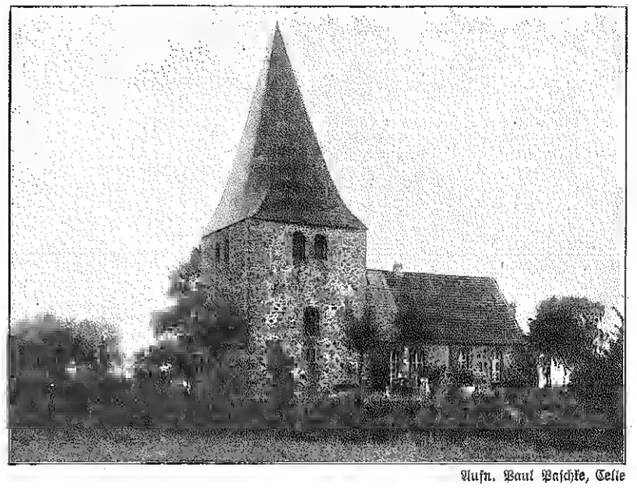
Schuchhardts Angabe ist in der gegebenen Form also nicht einwandfrei, sie erweckt einen falschen Eindruck nach einer bestimmten Richtung hin. Wie es sich tatsächlich mit den Wällen, den Mauerresten im Boden und insbesondere dem Quellhügel verhält, wird hoffentlich demnächst eine Grabung unter verantwortlicher Leitung klären. Eine solche Arbeit, nicht eine oberflächliche Schürfung, konnte aber nur ins Auge gefaßt werden, nachdem unheilvolle Suggestionen beseitigt waren.

# Aus der Landschaft

**Das „Götzenbild" in Woltersdorf.** Als Seitenstück zu dem auf Seite 197 des vorjährigen Juliheftes unserer Zeitschrift abgebildeten Steinkopfes in der Kirchenwand von Alleringersleben sei auf das sogenannte Götzenbild hingewiesen, das in der Außenwand der Kirche zu Woltersdorf, Kreis Lüchow im Hannoverschen Wendlande, eingemauert ist. Die Kirche ist aus Findlingen erbaut; die Tür und die Fenster zeigen teils Rund-, teils Spitzbogen. Es ist nicht bekannt, wann die Kirche erbaut ist. Nach Heinrich Ehl, Norddeutsche Feldsteinkirchen, Braunschweig 1926, sind die ländlichen Findlingskirchen dieser Gegend in der Kolonisationszeit errichtet worden. Die Woltersdorfer Kirche wird wohl aus dem 13. Jahrhundert stammen. Ihr von Osten nach Westen ausgerichtetes Langhaus hat eine Länge von 28 m und eine Breite von 10½ m; am Westende erhebt sich ein mächtiger Turm, ebenfalls aus Findlingen erbaut. Turm und Schiff sind durch einen großen Schwibbogen verbunden; die Decke ist aus Holz.

An der Nordseite des Langhauses ist 95 cm über dem Erdboden ein ganz roh geformtes Steinbild eingemauert, das 28 cm hoch und 23 cm breit ist. Es stellt ein menschliches Antlitz dar. Das linke Auge wird durch eine schräg verlaufende längliche Vertiefung angedeutet. Ob sie bereits von Natur in dem Steine vorhanden war oder durch spätere Verstümmelung ent-





Aufn. Paul Paschke, Celle

Findlingskirche zu Woltersdorf

standen ist, läßt sich nicht ersehen. Das Kinn läuft lang und spitz zu. Das Gestein ist ein harter Quarzit mit grauer Verwitterungsrinde. Die Nase scheint durch Klopfen mit einem stumpfen Steine beschädigt zu sein; hier tritt die weißliche Farbe des unverwitterten Steines deutlich hervor.

Im einschlägigen Schrifttum findet sich, soweit mir bekannt, kein Hinweis auf dies merkwürdige Steinbild aus alter Zeit; ich wurde durch eine mündliche Mitteilung darauf aufmerksam gemacht. H. Wilhelm H. Mithoff, der in seinem Buch „Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen" (Hannover 1877) die Woltersdorfer Kirche beschreibt, erwähnt es nicht. Die Woltersdorfer Bauern nennen es „das Götzenbild"; weitere Überlieferungen darüber waren nicht zu ermitteln. Da das Steinbild beim Bau der alten Kirche in die Mauer des christlichen Gotteshauses eingefügt worden ist, wird es sich um ein doch wohl wendisches Heiligtum des vorchristlichen Glaubens handeln, das entwertet werden sollte. Dasselbe Verfahren ist auch noch anderweitig angewendet worden. So ist in die Kirchenmauer von Ganderkesee ein Stein mit einem Hufmale eingefügt worden, und in Karl Müllenhoffs Sammlung schleswig-holsteiner Sagen findet sich die Angabe, daß ein Stein mit einem Male in Gestalt der Fußspur eines Mädchens in die Breitenburger Kirche eingemauert worden sei.

Auffallend ist, daß die Woltersdorfer Kirche 1 km vom Dorfe entfernt allein im Felde steht, doch haben auch andere Kirchen des Wendlandes eine ähnliche ab-

Aufn. Paul Paschke, Celle

„Götzenbild" von Woltersdorf

gesonderte Lage, wie z. B. die „hohe Kirche“ von Predöhl und die von Meuchefitz. Vielleicht handelt es sich hierbei nur um bequeme Kirchwege für die eingepfarrten Dörfer; vielleicht sind diese Kirchen aber auf alten Kultstätten errichtet worden.

Paul Paschke.

**Steinbilder im Kloster Memleben.** In dem Kloster Memleben im Unstruttal, gestiftet von Kaiser Otto II. zu Ehren seines in der benachbarten Pfalz verstorbenen Vaters, fielen mir bei einer Besichtigung zwei Bildwerke auf, die, bisher anscheinend nicht beachtet, für den Freund germanischer Vorgeschichte doch nicht ohne Interesse sein dürften. Das eine (Abb. 1) befindet sich in der Ruine der ehemaligen Klosterkirche, und zwar an einem der Pfeiler, die das Mittelschiff von dem südlichen Seitenschiff trennen. Es ist in den zweituntersten Quader des Pfeilers gemeißelt, kaum ½ m über dem Erdboden, der freilich höher liegt

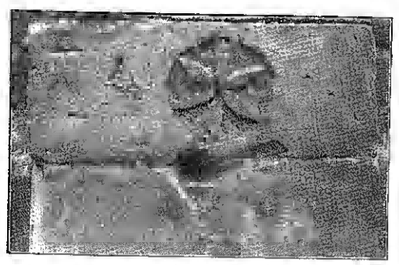


Abb. 1. Kloster Memleben (Unstrut)
Sockelstück eines Pfeilers des Mittelschiffs.

als der ursprüngliche Fußboden des Mittelschiffes. Die einfache, aber sehr regelmäßig gearbeitete Skulptur könnte ein Sonnensymbol sein. Aus einer nur flach vertieften kreisförmigen Fläche von geringem Durchmesser heben sich sechs Strahlen reliefartig ab. Da die Pfeiler zwar bemalt waren (einzelne Gestalten sind in ihren Umrissen noch heute erkennbar), dagegen keinerlei Steinmetzzierwerk aufweisen, ist das völlig vereinzelte Auftreten einer solchen Meißelung, obendrein an dieser Stelle, doppelt auffällig und erklärungsbedürftig. Es wird verständlicher, wenn man weiß, daß die Pfeiler (wie auch die meisten übrigen erhaltenen Bauteile) der erst im Anfang des 13. Jhdts. errichteten Kirche entstammen, der der alte Ottonische Bau hatte weichen müssen. Daß man bei Neubauten Material der bisherigen Kirche wieder verwendete, ist bekannt, und so könnte auch unser Stein von einem älteren Bau herrühren und dort einen ganz anderen Platz innegehabt haben, an dem die Skulptur ihre Bedeutung hatte. Die Verwendung heidnischer Symbole beim bildnerischen Schmuck christlicher Kirchen ist ja zur Genüge belegt (vgl. „Germanien“, 1933, S. 39, 42).

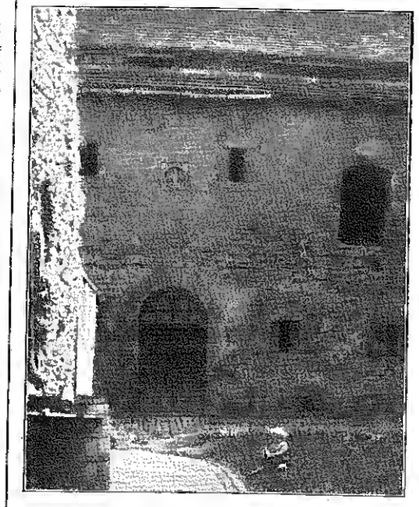


Abb. 2. Kloster Memleben (Unstrut)
Stein mit Ringkreuz in der Mauer des ehemaligen Kreuzgangs (jetzt Wirtschaftsgebäude)

Das zweite Bildwerk (Abb. 2) befindet sich in der Außenmauer eines Wirtschaftsgebäudes im ehemaligen Kreuzgang des Klosters in etwa 3 m Höhe. Es ist ein typisches Ringkreuz. Da die Wirtschaftsgebäude verhältnismäßig späten Ursprungs sind, ist auch das Kreuz sicher nicht an seinem ursprünglichen Platze, sondern nach irgendeinem Umbau als heiliges Zeichen hierher gerettet worden. Dr. Justus Leo.

**Der Baugrund des ersten germanischen Gemeinschaftslebens war die Treue.**
**Will Decker in „Der deutsche Weg“.**



# Die Bücherwaage

Schulz, Halle, Walter, Prof. Dr., **Die Germanen ein Bauernvolk.** Mit 17 Abb. Leipzig, F. E. Wachsmuth, 1934. 32 S. Gr.-8° (F). Geh. 0,90 RM.

Das Heft ist klar und schlicht, sachlich und ohne Redensarten geschrieben — und also zu empfehlen. Es behandelt Haus und Hof des germanischen Bauern und alles was dazu gehört. (Zur Ergänzung der Hausformen sei hier auf die eben erschienene Arbeit von Schroller im Mannus, Heft 1/2, 1934, mit den anschaulichen Zeichnungen von H. Schwieger verwiesen.) Der Hauptteil des Heftes ist den „Sachen“ gewidmet, die Abschnitte über Familie und Sippe, Weltbild und Gottesvorstellung, Feiern und Feste sind leider nur kurz. Und hier wäre Ergänzung erwünscht. Wenn es z. B. heißt „Die Bahn der Sonne und der wechselnde Aufgang wird besonders beachtet“, so ist das nicht genug. Nach den neuen Feststellungen von Prof. Dr. Hoopmann, Leipzig, und von Dr. Rolf Müller, Potsdam (Astro-physik. Observ.), ist es nun doch wirklich an der Zeit, daß auch die Urgeschichtsforschung sich mit den archäologischen Denkmälern der Zeitmessung und -festlegung beschäftigt. Suffert.

Eichenauer, Richard, Stud.-R., **Die Rasse als Lebensgesetz in Geschichte und Gesittung.** Ein Wegweiser für die deutsche Jugend. Mit 76 Abb. und 2 Taf. Leipzig und Berlin, Teubner, 1934. VI, 141 S. Gr.-8° (F). 2,60 RM.

Ein vorzüglicher Wegweiser in die lebendige Auswertung der Rassenkunde unserer Zeit. In der kurzen Beschreibung der Rassen, die unser heutiges Volk bestimmen, folgt Eichenauer dem grundlegenden Werk von Günther, in der feinfühligen und immer vornehmen Wertung ihres Wesens dem Claußschen Werk „Rasse und Seele“, läßt sich aber daneben auch von eigenen Gedanken leiten.

Fruchtbare Entwicklung verspricht die (jetzt allgemein wachsende) Erkenntnis von der Bedeutung der fälischen Rasse; Eichenauer schreibt: „Verursacht nicht dieser Stilgegensatz fälisch-nordisch, neben der schon im nordischen Menschen an sich vorhandenen — ‚Weite der Möglichkeiten‘, jene Zwiespältigkeit, jenes nicht auf einfache Formeln zu Bringende im germanischen Menschen, wodurch dieser den Menschen anderer Artung — z. B. den minder nordischen und gar nicht fälischen ‚Romanen‘ — unfaßbar, unberechenbar und daher unheimlich erscheint?“ Wir meinen, daß der wichtige Anteil des fälischen Menschen gegenüber dem immer noch häufig mengenmäßig überwerteten des nordischen an Germanentum in künftigen Neubearbeitungen der Schrift noch mehr herausgehoben werden sollte.

Um darzutun, wie lebendig die Rassenkunde dem Verstehen unseres Wesens dienen kann, wählt Eichenauer in der kleinen Schrift, die natürlich nicht erschöpfend sein konnte, als Beispiel die Kunstgeschichte in weitem Sinne. Seine Aufgabe ist schwierig genug, weil die Gebiete der Kunst einer sachlichen „exakten“ Auswertung nicht leicht zugänglich sind. Trotzdem hat er in klarer und überzeugender Darstellung, in leichtverständlicher und durchdachter Sprache die Verwertbarkeit der Rassenkunde so geschickt gezeigt, daß dem willig mitarbeitenden Leser weitere Zusammenhänge und Einsichten sich von selbst erschließen werden.

Eine weite Verbreitung ist der Schrift zu wünschen; hervorgehoben sei der niedrige Preis. Ein kleiner Wunsch für Neuauflagen: Die Rassentafel, S. 14/15, die wohl auf Zeichnungen beruht, sollte durch lebenswahre Lichtbilder ersetzt werden, an denen ja heute kein Mangel mehr ist.

Gabel.

Rudolf Hindringer, **Weiheroß und Roßweihe.** Eine religionsgeschichtlich volkskundliche Darstellung der Umritte, Pferdesegnungen und Leonhardifahrten im germanischen Kulturkreis mit 30 Abb. und 1 Bildnis auf 12 Tafeln. 8 Kapitel. 188 Seiten. Kart. 7,50 RM. München 1932. Verlag der Lentner'schen Buchhandlung (Dr. Ernst K. Stahl).

R. Hindringer war einer jener katholischen Geistlichen, die bäuerlichem Blut entstammend eine echte, warme Liebe mit heimatlichem Volkstum verbindet und zu volkskundlicher Forschung treibt. Sein Werk erschöpft das Thema Roß und Roßrennen keineswegs, bringt aber wertvolles Material und viele richtigen Erkenntnisse. Sein

Buch teilt er in zwei Abschnitte, der erste (Weiheroß) behandelt den heidnischen Roßkult, der zweite (Roßweihe) die kirchliche Umformung der kultischen Roßrennen. Dabei wird der Bruch, den die christliche Umwertung bedeutet, zwar richtig betont, aber falsch gewertet. Wir können nicht finden, daß H. dem Sinn des „heidnischen" Roßkultes gerecht wird. Was an den Leonhardibräuchen einen so unwiderstehlichen Zauber ausübt, das ist ja der letzte Nachschein germanischen Kultbrauchs. H. wendet sich gegen das Unverständnis der Aufklärungszeit, die alles Brauchtum grundsätzlich beseitigen wollte unter Benützung staatlicher Gewalt (s. S. 6 und 117). Er ist damit ohne Frage im Recht, übersieht nur, daß die von ihm gutgeheißene Umwertung (oder aber Zerstörung mit Hilfe staatlicher Gewalt) des „heidnischen" Kults in der Bekehrungszeit nichts anderes als eine erste „Aufklärung" ist gegen die der Rationalismus des 18. und 19. Jahrhunderts nur ein Kinderspiel war. Man beachte, daß H. „heidnische" Überzeugungen als „unvernünftig" bezeichnet (S. 78 und 88). Die Bekehrung bedeutet die Fällung des Lebensbaumes im Namen des Geistes. Dr. Otto Huth, Berlin.

Gustav Neckel, **Die erste Entdeckung Amerikas im Jahre 1000 n. Chr. durch die Nordgermanen.** Leipzig, Adolf Klein Verlag. 1934. 2. Auflage. 88 Seiten. (= Reden und Aufsätze zum nordischen Gedanken, Heft 14.) 1,50 RM.

In die Reihe der Seefahrten und Züge der „Nordmänner" nach Rußland, England, Frankreich, Sizilien gehören auch die Fahrten der Isländer nach Grönland und Amerika. Der erste Europäer, der Amerika betrat, ist Leif „der Glückliche", der Sohn Eriks des Roten, der die erste Kolonie in Grönland gründete. Prof. Neckel legt hier die gesamten Quellen, die von der ersten Entdeckung Amerikas, des „Winlandes" handeln, vor. Es ist ein wertvolles Büchlein, das jeder, der sich mit Germanenkunde befaßt, lesen sollte. Dr. Otto Huth.

**Thule. Ausgewählte Sagas von altgermanischen Bauern und Helden.** Übertragen und bearbeitet von Konst. Reichardt. Jena 1934, Eugen Diederichs Verlag. 8°. 236 S. Leinen. 3,60 RM.

„Wird nach Zeugnissen gesucht" — sagt der Bearbeiter Konst. Reichardt, der Leipziger Germanist, in seinem sehr lesenswerten Vorwort — „für das lebendige Sein der Altgermanen, für die Art ihrer Stellung im Leben und die Eigentümlichkeit ihres Lebensgefühls, so werden alle zunächst eingeschlagenen Wege letzten Endes an einer bestimmten Stelle münden müssen, an der Insel Island und ihrer Überlieferung."

In dieser Überlieferung nehmen die Sagas den größten Raum ein, sind von größter Bedeutung, und es ist eigentlich recht betrübend zu sehen, daß noch heute von einem Vertrautsein mit ihnen nicht gesprochen werden kann. Vielleicht ist es der Name, der, mißverstanden, dazu führt, daß die Sagas in der Allgemeinheit so wenig gewürdigt werden. Es handelt sich nicht um Sagengut. Es sind isländische Bauerngeschichten, Prosaerzählungen. „Der Sagaerzähler ist Historiker und Dichter zugleich, und er handelt nach dem ewigen Gesetz der dichterischen Gestaltung. Seine Menschen sind künstlerisch geformte Menschen auf geschichtlicher Grundlage. Die Saga ist Dichtung auf der Grundlage der Geschichte." Von jeder dichterischen Ausschmückung, Veränderung usw. frei ist die Art, wie die Umwelt, die Arbeit, die tägliche Lebensweise dieser Bauern geschildert wird. Außerdem ist die Saga unsere wertvollste Quelle zur Kenntnis der germanischen Ethik. Ihre Bedeutung geht weit über Island hinaus. Wir gehen im wesentlichen nicht fehl, wenn wir uns das Leben unserer Altvordern vor dem Kulturbruch um 800 ganz ähnlich vorstellen. Um in ihre Welt einzuführen, sollten die Sagas wieder und wieder gelesen werden, und das vorliegende Buch gibt in seiner Mannigfaltigkeit einen sehr guten Vermittler für die erste Bekanntschaft. Wäre das Vertrautsein mit den Sagas allgemeiner, dann könnten sich die sentimentalen und völlig falschen „Germanenromane", die z. Zt. in Menge „produziert" werden und auf die der unkundige Käufer hineinfällt, nicht halten und würden vom Büchermarkt verschwinden. — Das Buch ist gut ausgestattet, und der Preis ist vergleichsweise mäßig. J. Friedrich.

**Ohne Hermann den Cherusker gäbe es vielleicht heute keine germanische Sprache auf der Welt, ganz gewiß aber keine deutsche Sprache, keine deutsche Geschichte, kein Deutschland. Rich. Suchenwirth in „Vom ersten zum dritten Reich".**



# Zeitschriftenschau

## Zur Bronzezeit – der klassischen Zeit des Germanentums

Aus Altschlesien, Mitteilungen des Schlesischen Altertumsvereins. Selbstverlag Breslau, Bd. 5, 1934. (Festschrift für Hans Seger.)

Wolfgang La Baume, **Das frühbronzezeitliche Grab aus Neudorf, Krs. Thorn.** Bei einem bezeichnend nordischen Skelett wurden hier Dolch und Beil aus Feuerstein zusammen mit einem Ring aus Kupfer oder Bronze gefunden. Der Fund ist bedeutsam als einer der nicht häufigen Beweise dafür, daß in der ältesten Bronzezeit einige Zeitlang Stein- und Metallgeräte nebeneinander gebraucht worden sind. / Otto Tschumi, **Der Übergang von der Stein- zur Bronzezeitkultur in der Schweiz, gestützt auf die Gräbervorkommnisse.** Nach einer Übersicht über die alt- und jungsteinzeitlichen Kulturen in der Schweiz befaßt sich der Aufsatz mit den frühesten dortigen Bronzezeitfunden und kommt zu dem Schluß, daß sowohl ostpyrenäische, wie italische und ägäische Einflüsse an dieser Kultur beteiligt seien, und daß die Ligurer als ihre Träger angesehen werden müßten. / P. Bosch-Gimpera, **Die Bronzezeit auf der Iberischen Halbinsel.** Bisher war eine Gliederung der Bronzezeit auf der Iberischen Halbinsel angesichts des wenig aufschlußreichen Materials unterblieben. Verf. unternimmt nun einen umfassenden Versuch und gliedert in eingehenden Untersuchungen und Vergleichungen die dortigen Bronzezeitfunde in das System der bekannten europäischen Bronzezeitkulturen ein. Seine Arbeit zeigt, daß bei einer so weitschauenden Vergleichung sich die neuerdings teilweise beliebte, verhältnismäßig späte Ansetzung der frühen Bronzezeit nicht halten läßt, daß vielmehr nach wie vor etwa der Zeitpunkt um 2500 v. Chr. für den Beginn der Kupferzeit anzusetzen ist. Er sucht zugleich auch die Bevölkerungen zu erschließen, die die Träger jener Kulturen waren, und behandelt die weiten Handels- und Kulturbeziehungen, die sich zunächst an der atlantischen Küste entlang besonders nach Irland und England wandten, später bis ins östliche Mittelmeer vorstießen, um alsdann in der frühen Eisenzeit ganz einzuschlafen: Die Iberische Halbinsel ist seitdem nicht mehr tätiger Unternehmer, sondern selbst Gegenstand kleinasiatischer Handelsbestrebungen geworden. / Fritz Geschwendt, **Die Hockergräber von Lamsfeld, Krs. Breslau.** Bei Anlage einer Siedlung fand sich ein kleines Gräberfeld der frühaunjetitzer Stufe, das durch seine ungewöhnlich reichen Beigaben auffällt. Merkwürdig sind die besonders reichlichen Speisebeigaben von Jagd- und Haustieren, einmal auch einer großen Menge von Flußmuscheln. Die zugehörige Siedlung scheint nach Ausweis einiger Mahlsteine unmittelbar daneben gelegen zu haben. / Georg Bierbaum, **Goldfunde aus der ältesten Bronzezeit in Sachsen.** Verf. bringt eine Zusammenstellung der bronzezeitlichen Goldfunde in Sachsen, von denen der reichste der von Röderau ist, der hier erstmalig abgebildet wird. Der kleine Aufsatz enthält auch die in der Literatur bekannten, verlorengegangenen Funde. / Otto Kleemann, **Einige älterbronzezeitliche Funde aus dem Silinggau in Schlesien.** Rege Forschertätigkeit hat hier in letzter Zeit die bekannten Funde verdoppelt und damit reiches Material für den engen Zusammenhang von älterer und mittlerer Bronzezeit geliefert. Der Unterschied bei der Zeitstufen beruht nicht in einem Wechsel der Bevölkerung, sondern in dem der Lebensformen, was auch in den engen Beziehungen der Zierweisen seinen Ausdruck findet. Wieder ist Jordansmühl bei den Funden am reichsten vertreten. Es war offenbar zu allen Zeiten Vorort dieses Gaues, was vor allem in der Nähe des Siling, jener uralten Kultstätte, seinen Grund gehabt haben mag. / Otto Friedrich Gandert, **Die Verbreitung der lausitzischen Kultur in der preußischen Oberlausitz.** Der von fünf Karten und einer vollständigen Fundtabelle begleitete Aufsatz behandelt die spätere Bronzezeit dieses Gebietes, und zwar von der 3. bis 6. Periode. Außerdem werden die Goldfunde und die Steinhämmer in die Untersuchung mit einbezogen. Es zeigt sich, daß Periode 3 die Blütezeit dieses Gebietes ist. Eine Umschau auf die benachbarten Gebiete zeigt deutlich das An- und Abwandern der Bevölkerung,

örtliche Veränderungen, die wiederum das Ergebnis großer Völkerbewegungen sind. / Lothar F. Zotz, **Der Verwahrfund von Paulsdorf, Krs. Namslau.** Dieser Fund, der aus je einem Paar Armbergen und Armspiralen sowie einer sogen. Posamenterie-Fibel besteht, ist deshalb überraschend, weil die bisher für frühbronzezeitlich gehaltenen Armbergen hier mit dieser nachweislich späten Fibelform zusammen gefunden worden sind. An der Einheitlichkeit des Fundes ist nicht zu zweifeln. Es scheint also, daß die Armbergen doch eine längere Lebensdauer gehabt haben. Der Fund ist ungarischer Herkunft und verrät die engen Beziehungen, die hier in der Bronzezeit bestanden haben. / Oswald Menghin, **Ursprung und Entwicklung der germanischen Goldgefäße des Bronzezeitalters.** Daß während der älteren Bronzezeit recht enge Beziehungen zwischen dem germanischen Norden und den britischen Inseln, insbesondere Irland, bestanden haben, darf als feststehend angesehen werden. Insbesondere die Erzeugnisse der Goldschmiedekunst sind hier von Bedeutung. Da das damalige Germanien kein golderzeugendes Land war, dürften mit diesem Metall auch die Anfangskenntnisse seiner Bearbeitung eingeführt worden sein. Hier steht Irland als Goldland an erster Stelle. Hinsichtlich der Schmuckstücke und Sonnenscheiben zeigt der germanische Norden unbezweifelbar eigene Züge und Stilmerkmale, so daß die eigene Herstellung hier unbestreitbar ist. Anders bei den Goldgefäßen. Menghin wendet sich zunächst gegen die Auffassung Schuchhardts, dessen 3-Gruppeneinteilung er eingehend widerlegt, Sodann wendet er sich der Ansicht Kossinnas zu, der die im Gemanengebiet gefundenen Goldschalen als rein germanische Arbeit angesehen hat. Verf. scheidet zunächst die südosteuropäischen Gefäße als ohne Beziehung zu den übrigen völlig aus. Anders das westeuropäische Gebiet. Für den goldenen Hut von Schifferstadt und sein französisches Gegenstück sowie die sogenannte Krone von Devil's Bit, die er sämtlich für Kopfbedeckungen hält, nimmt er irische Herkunft an. Für die älteren germanischen Goldschalen führt er gleichzeitige irische Tongefäße an, die allerdings überraschend gleichartige Ziermuster zeigen. Die Frage, ob hier nicht etwa eine Beeinflussung der Tonware seitens der Metallkunst vorliegt, glaubt er verneinen zu können. Zu Anlehnung an diese zunächst noch etwas groben Formen hätten dann die Germanen ihre geschmacklich und stilistisch weit feineren Goldschalen geschaffen. Eine besondere, germanische Eigenheit ist die Anfügung eines Henkels, wodurch die tassenförmige Schale entsteht.

Hertha Schemmel.

**„Nordische Stimmen"**, (Zeitschrift für nordisches Wesen und Gewissen), Adolf-Klein-Verlag, Leipzig.

Das Nebung-Heft 1934 eröffnet Dr. Bernhard Kummer mit einem zwar kurzen aber sehr eindringenden Aufsatz über den Unterschied zwischen „Vertrauen" und dem „Tremendum" (dem Zittern und Schaudern vor irgendwelchen übermenschlichen Mächten). „Die protestantische Schlachtfront zur Entlastung des heiligen Bonifatius kann noch ein weiteres Dutzend Schriften über die Bekehrung der Germanen schreiben, um Todesreife, Demutsinn, Weltschmerz und Erlösungsbedürftigkeit der germanischen Glaubenswelt nachzuweisen: wir können ihr aus den Wörterbüchern" (d. h. Wörterbüchern der germanischen Sprachen, welche die Erbworte verzeichnen) „die dazu notwendigen Begriffe von Sünde und Buße, Verzweiflung und Sehnsucht auf einen Erlöser nicht liefern."

Einen sehr bemerkenswerten Aufsatz bringt in diesem Heft noch Johs. Harms mit der Untersuchung „Der oder das Gott?". Es läßt sich nachweisen, daß im Gotischen jenes Wort guth, mit dem Wulfila das griechische theos (männlich) übersetzte, ursprünglich sächlich war. „Wir erinnern uns jener Stelle, wo Tacitus in der Germania sagt, daß die Germanen als Letztes ‚secretum illud' (d. h. jenes Geheimnis) verehrten, und zwar in heiligen Hainen; ein Geheimnis, das „fern aller frechen Personifizierungen stand." Dieser Nachweis ergibt außerordentliche Ausblicke!

Im Anschluß an Fritz Frickes Büchlein „Die Ortung" (1,— RM., Selbstverlag, Schwalbenberg i. L., 1933) untersucht G. Saß die Fragen, die mit der Ortung zusammenhängen, und zieht griechische und altnordische Belege für einen Meldedienst durch Feuerzeichen heran. „Auf jeden Fall lassen auch derartige kleine Hinweise erkennen, daß es verfehlt wäre, die Ortungsforschung, die uns vielleicht noch zur Auffindung wichtiger vorgeschichtlicher germanischer Stätten führen kann, von vornherein als Phantasterei abzulehnen, und es ist deshalb Frickes kleinem, gemeinverständlichen Schriftchen bei Freunden und Gegnern der Sache weitgehende Verbreitung zu wünschen, damit so allmählich Klärung über eine noch umkämpfte Frage geschaffen werden kann." — Zum Schluß verweisen wir noch auf die Buchbesprechungen des Heftes, die meistens von B. Kummer selbst stammen.



**Braunschweigische Heimat**, Zeitschrift des Braunschweiger Landesvereins für Heimatschutz. H. 4/1934. Für unsere Leser sind aus diesem hübsch ausgestatteten Heft besonders zwei Aufsätze von Belang: W. Flechsig, Das nördliche Harzvorland als geschlossener Siedlungsraum in vorgeschichtlicher Zeit, und Karl Maßberg, Kreuzsteine und Steinkreuze im früheren Gericht Lichtenberg.

Das Land zwischen Harz und Heide, zwischen Leine und Elbe, also das Braunschweigische Kernland mit den westlich und östlich angrenzenden Teilen der Provinzen Hannover und Sachsen, ist ein geschlossenes Gebiet mit festumrissenen natürlichen Grenzen, ein Gebiet also, in dem sich die Betrachtung und Deutung des vorgeschichtlichen Besiedlungsvorganges leichter durchführen läßt als in uferlosen Ebenen. Diesen Vorgang verfolgt Flechsig vom Einwandern der Träger der donauländischen oder bandkeramischen Kultur (jüngere Steinzeit) bis in die sächsische Zeit hinein. Bedeutsam ist dabei die Berührung jener Kultur mit dem nordischen Kreise, für den die Riesensteingräber bezeichnend sind, und besonders wesentlich das Einrücken swebischer Scharen in den letzten Jahrhunderten vor Zeitwende. Mit einheitlichem Volkstum und einheitlicher Kultur bildet sich jener Raum, der dem späteren Landschaftsbegriff Ostfalen entspricht.

Aus den sorgfältigen Aufzeichnungen Maßbergs geht leider wieder einmal hervor, daß der größte Teil der früher vorhanden gewesenen Kreuze heute verschwunden ist. Ungeklärt ist noch die Beziehung der Kreuze zu den Grenzen; die meisten haben zwar auf den Grenzen gestanden, aber es läßt sich nicht nachweisen, daß sie als Grenzzeichen absichtlich gesetzt worden sind. Ausführlich wird über die Kreuzsteine am Klockborne bei Lesse gehandelt. Verfasser vermutet in dem Klockborne („Glockenbrunnen") einen heiligen Quell aus der Zeit des Eigenglaubens. „So ist es auch wohl verständlich, daß der Teich an demselben der Pfarre gehörte und die Steinkreuze dort errichtet wurden. Die heidnische Quellenverehrung wurde in eine christliche überführt und die heilige Stelle mit Kreuzen versehen." Ein Feld in der Nähe hieß 1854 „bei der Dingstätte", und in den Flurnamen der angrenzenden Feldteile sowie in der Sage vom Slepetewen sind ebenfalls noch Erinnerungen aus vorchristlicher Zeit erhalten geblieben.

# Vereinsnachrichten

**Arbeitskreis Kassel.** Die Winterarbeit des Arbeitskreises wurde am 31. 10. 1934 fortgeführt in einem Vortrag von Fr. Stück über „Brunnen-, Teich- und Höhlenkult". An zahlreichen Beispielen aus der Flurnamenkunde und der Sagenwelt erwies der Redner einen uralten Quellen- und Fruchtbarkeitskult, der vielleicht aus einem Mondkult sich entwickelt hat und dessen Mittelpunkt die Gestalt der Frau Holle war. Im ganzen Hessenland und weiter in Mittelgermanien ist dieser Kult in Sage, Brauch- und Ortsnamen überliefert. Für das engere Hessenland war der Weißner (Meißner) sein Hauptsitz. Ungezählte Brunnen und Quellen, so der Brunnen auf der Firnskuppe, der Kinderbrunnen bei Schönfeld, der Gliesborn mit dem sagenhaften Hufttritt, die Pyrmonter Quelle mit dem Fund von Weihgaben aus der Zeit um 800 n. Zw., der Kimborn bei Kaufung, der Wolfsborn bei Eschwege, die zwei Quellen von Ditmelle bei Kassel, der Frau-Hollen-Teich auf dem Hasunger Berg, der Fackelteich, Kassels Kinderteich, im Bannhorst, und natürlich der Frau-Holle-Teich auf dem Weißner (Meißner) selbst (ein alter Kratersee, der heute leider verwahrlost versumpft), stehen mit diesem Kult durch Sage und Brauchtum in Beziehung.

Höhlen haben seit ältester Zeit als Wohnstätten und Zufluchten Bedeutung gehabt. Auch ihre Sagen verraten Verbindungen zu frühzeitlichen Kultbräuchen. Eine seltsame Teichanlage in Hollenstein (der heute sogenannten Kammerbacher Höhle) findet bis heute nach altem Brauche Blumenopfer. Die Firnskuppe bei Harleshausen mit der Verbindung ihrer Höhle zum nahen Klinkersloch, die merkwürdigen unterirdischen Anlagen des Klingelloches bei Münden, die nicht von bergmännischer Arbeit herrühren,

die ungezählten Hohlesteine, Hollensteine, sie alle stellen der Forschung noch Aufgaben. Der christliche Brauch, heidnische heilige Orte umzuweihen oder zu verdammen, zeigt mitunter noch auf Spuren alter Kulte, so, wenn die Kirche im 13. Jahrhundert noch ein — freilich längst entartetes — Bergfest in der senkrechten Höhle der Grasburg bei Stollberg a. H. verbietet, oder wenn der Priester den Höhlenteich der Kelle bei Ellrich bei der Prozession durch Eintauchen eines Kruzifixes weiht. Flurnamen und Brauchtum, oft in entstellter und schwer erkenntlicher Gestalt, Sitte und Sage fordern unsere stete Aufmerksamkeit und weisen der Forschung neue Wege.

**Osnabrück.** In der Mitgliederversammlung der NSDAP., Ortsgruppe Wüste (13. 11. 1934), hielt Frau Else Kringel einen Vortrag „Die Externsteine nach den neuesten Ausgrabungen". Die Freunde germanischer Vorgeschichte waren ausdrücklich zu diesem Abend eingeladen, der allen Beteiligten zu einer völkischen Feier- und Weihestunde wurde. Der Vortrag war mehr als eine Aufzählung der neuen Ausgrabungsergebnisse, er führte vielmehr in einem geschichtlichen Rückblick und in einer Schau germanischen Gottsehens die Hörer zurück an die Urtiefen deutschen Wesens. Frau Kringel stellte als besonders eindrucksvoll die untere Höhle mit dem großen Runenzeichen des Heimgangs heraus. Hier sei allein Herman Wirths Forschung zuständig, der als Einziger die Todesrune an zahlreichen Denkmälern des nordischen Kulturkreises habe nachweisen können. An die Erwähnung des durch einen Zufall wiedergefundenen Standlochs der Irminsul auf der höchsten Stelle des Felsens knüpfte sie die Geschichte vom Lebensbaum, der in Altgermanien als Esche Yggdrasil Sinnbild des Lebens gewesen sei und dessen Gestalt als heiliger Weihnachtsbaum noch in unsere Zeit hineinrage. Der Vortrag endete mit dem Hinweis, daß wir Vorgeschichte treiben, um unserem Volke Kraft und Stolz hieraus erwachsen zu lassen.

**Pfingsttagung 1935.** Die diesjährige Pfingsttagung der Vereinigung findet vom 11.—14. Juni in Detmold statt. Es ist in Aussicht genommen:

Dienstag, den 11. Juni, Begrüßungsabend mit Einführung.
Mittwoch, den 12. Juni, Fahrt zu den Externsteinen und nach Oesterholz. Abends Lichtbildervortrag.
Donnerstag, den 13. Juni, Fahrt nach dem Leistruper Wald und zur Herlingsburg. Abends Aussprache. Schluß der Tagung.
Freitag, den 14. Juni, Ausflug zur Grotenburg unter Führung, Bericht über die Örtlichkeit der Schlacht im Teutoburger Walde.

Ausführliche Tagesordnung folgt. Tagungsbeitrag RM. 4.—, Schüler die Hälfte. Für die Teilnehmer wird wie immer in jeder Weise gesorgt. Platz.

**Ortsgruppen und Arbeitskreise.** (Ergänzung zur Liste 1935 S. 31.)
Dresden: E. Meienhofer, Heidenau b. Dresden, Rote Mühle.
Merseburg: W. Franck, Schriftleiter, Kl. Ritterstraße 9.

**Kossinnas Lehrstuhl neu besetzt.** Der Leiter der Abteilung für Vor- und Frühgeschichte im Amt des Beauftragten des Führers für weltanschauliche Erziehung, Privatdozent Dr. H. Reinerth, ist vom Reichserziehungsministerium zum ordentlichen Professor für Vor- und Frühgeschichte an die Berliner Universität berufen worden. Damit ist der so lange verwaiste Lehrstuhl Kossinnas endlich wieder belegt worden. Gleichzeitig wurde Prof. Reinerth zum Direktor des Reichsinstituts für Vorgeschichte und germanische Frühgeschichte ernannt. Durch die Schaffung dieses Institutes wird der deutschen Vorgeschichtsforschung endlich die organisatorische Mittelstelle geboten, die sie so lange entbehren mußte.
(„Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit", 10. Jahrg. 1934, Heft 8.)

**Berichtigung.** In dem Bericht über die Berliner Aussprache in Heft 1/1935 muß es auf S. 2, Zeile 5 von unten heißen: Denn alle diese Linien, bzw. die von ihm festgelegten Stern-Auf- und -Untergänge sind für die alte Kalendereinteilung wichtig gewesen (statt: richtig).

Auf S. 23, Jahrg. 1935, Heft 1, linke Spalte, Zeile 39, muß es heißen: Dr. Kurt Schmidt, Gotha (statt: R. Schmidt).

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil G. W. Diehl, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig, Salomonstr. 7. D. A. IV. Vj. 1934. 3200



Germanien
Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens
1935 März / Lenzing Heft 3

# Grundsätzliches zur Frage der Externsteine (5. Teil)

## Der große germanische Kultraum im Felsen I

Von Arendt Franssen

(Mit 9 Abbildungen)

Rechts neben dem Kreuzabnahmebild gähnen in der Wand des Felsen I, dem großen Externstein, oder Bildfelsen, wie wir ihn auch nennen können, vier mehr oder weniger große Öffnungen. Es sind dies der Eingang, die große Rundbogenöffnung und das Fenster des großen Felsenraumes sowie eine kleine Rundbogenöffnung, die in einen Raum von sehr geringen Ausmaßen führt, Abb. 1. Der große Felsenraum, der auch die Grotte[1] oder die große Höhle genannt wird, ist unter den Trümmern des ehemaligen germanischen Heiligtums an den Externsteinen der am ursprünglichsten erhaltene Teil. Seine tiefe günstige Lage im Felsen und materialbedingte Abgerundetheit bot wohl zu wenig Angriffsmöglichkeiten: so ist er dem traurigen Zerstörungswerk im 8. Jahrhundert fast ganz entgangen, — uns zur Freude. Doch auch dieser Raum hat in der christlichen Zeit einige mehr oder weniger einschneidende Änderungen über sich ergehen lassen müssen. Der alte ehrwürdige germanische Kultraum wirkt durch seine Naturverbundenheit überwältigend und wie für die Ewigkeit geschaffen. — Die schöne, Rembrandtsches Halbdunkel atmende Abb. 2 ist vom einmündenden Petrusgang gesehen. Sie gibt den schönsten Überblick, den wir in diesem Raume haben. Die weite Tiefe kommt voll zur Geltung; sie beträgt bei 3 m Breite etwa 10 m. Links im Vordergrunde die kreisrunde Bodeneintiefung, rechts die große Öffnung mit dem Rundbogen und im Hintergrund der kleine Nebenraum, der durch ein kleines Fenster erhellt wird. Eine grobe, und doch geschickte Bearbeitung der Wände in weiter strichführender Spitzeisentechnik trägt ungemein zur Belebung des Raumes bei. Erdenschwer, sagendurchraunt ist diese Stätte, wenn die Dämmerung des Abends hereinbricht; dann ist es, als ob all Geschehen, welches sie sah, zu neuem Leben erwache. Doch so sehr hier alles zum Träumen und Deuten anregt — zuvor muß der Versuch gemacht werden, ein Bild zu entwerfen, wie der Raum

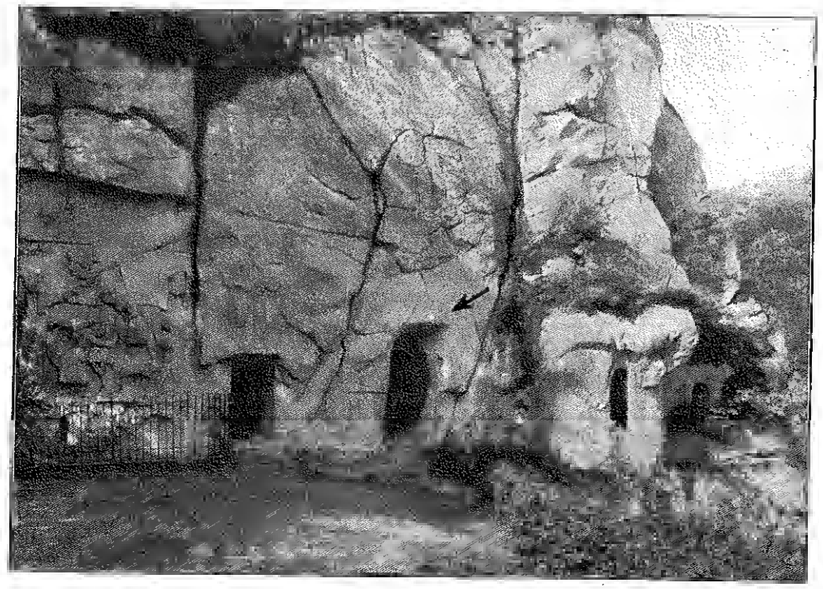
[1] Wir sollten diese Bezeichnung, die sich leider schon eingebürgert hat, vermeiden, da es ein welsches Wort ist, das erst in verhältnismäßig neuer Zeit eingeführt worden ist.

ward und wie er wurde im Wandel der Zeiten. Das ist die Aufgabe dieser Abhandlung, ebenso materialgebunden wie die bisherigen, die nur den einen Zweck erfüllen sollten, den germanischen Ursprung der großen Kultanlage zu erhärten, nachdem die wichtigen Grabungs- und Forschungsergebnisse des Sommers 1934 eine so überzeugende Sprache für das ursprüngliche germanische Alter des Heiligtums an den Externsteinen reden. Diese Ergebnisse erlauben es mir, gleich zu Beginn dieser Arbeit vom *großen germanischen Kultraum* zu reden.

Eine Frage die in diesem Felsenraum immer wieder gestellt wird, und die auch für die gesamte germanische Kultanlage von größter Wichtigkeit, ist die, ob vielleicht natürliche Höhlen vorhanden gewesen, bevor der Raum seine ausgearbeitete Gestalt erhielt, und ob diese Höhlen die so schwer anmutende Arbeit der Felsenausmeißelung erleichterten oder sie in so früher Zeit überhaupt erst ermöglichten?

Diese Frage ist mit einem nicht laut genug zu betonenden „*Nein — Niemals*" zu beantworten. Abgesehen davon, daß der Osning-Sandstein nicht zur Höhlenbildung neigt, — wir finden in ihm nur Klüfte, Spalten und Versetzungen — haben die Werkleute, die einstmals diesen großen Raum ausmeißelten, mit reiflicher Überlegung eine der festesten und gesundesten Felspartien gewählt, die in der ganzen fast 500 m langen Externsteinkette vorkommt. *Alle Schlußfolgerungen, die aus der Annahme des Vorhandenseins natürlicher Höhlen, sowohl bei diesem Raum wie oben in der Sonnenwarte im Kopf des Turmfelsens, gezogen wurden, sind falsch und müssen abgelehnt werden.* Besonders aber die Sätze, die Prof. Fuchs am Schlusse seines Buches schreibt:

„Mag ein vorchristlicher Kult dort in den natürlichen Höhlen vorausgegangen sein.



Aufn. Schönlau

Abb. 1. Felsen I (Teilansicht) vor der Ausgrabung. **Rechts der Kreuzabnahme die alte Tür des Kultraumes, daneben die große von innen mit einem Rundbogen verzierte Öffnung und das Fenster des kleinen Nebenraumes, in dem sich das große Kultzeichen befindet, ganz rechts zurückliegend die kleine Rundbogenöffnung.**

Aufn. Schönlau

Abb. 2. Blick aus der Südecke (Petrusgang, vgl. Abb. 5) in den großen Kultraum. Im Vordergrund die kreisrunde Bodeneintiefung, rechts die große Rundbogenöffnung, in der in christlicher Zeit der Altar gestanden hat. Im Hintergrund der kleine Nebenraum, in dessen linke Seitenwand das große Kultzeichen eingemeißelt ist. Im Boden des Felsenraumes ein kaum millimeterbreiter Felsenspalt.

Das kann man sogar für wahrscheinlich halten. Mag selbst das große Zeichen ein heidnisches Symbol gewesen sein. Aber dafür, daß schon in vorchristlicher Zeit die Anlage des Felsengrabes und die Ausgestaltung dieser Höhlen zu regelmäßig geformten Räumen ausgeführt worden sei, und insbesondere das Sazellum (Sonnenwarte) seine Apsis und seinen Ständer als Bestandteile eines Gestirnheiligtumes erhalten haben, gibt es keine Beweise."

Dem muß ich entgegensetzen: *Dafür, daß es ehemals an den Externsteinen Höhlen gegaben habe, gibt es keine, aber auch nicht die geringsten Beweise.* Die Eintiefung am Nordfuße des Felsen I, das sogenannte Teufelsloch, ist kein Gegenbeweis. Diese Einbuchtung ist zum Teil durch das Wasser des vorbeifließenden Baches, die Wiembecke, ausgespült und ausgeschliffen, teilweise durch die Sprengwirkung der Kälte, hier im wasserreichen Gebiet entstanden. Es ist dieselbe Art der Absprengung, wie wir sie im Petrus-Eingang hinter der Kreuzabnahme, im großen Kultraum und oben in der Sonnenwarte finden und noch näher besprechen werden. Wo die Alten beim Arbeiten auf eine Kluft oder einen Spalt stießen, da sehen wir, wie oben in der Sonnenwarte, wie brüchig das Gestein in diesen Partien und wie schwierig dort eine Raumgestaltung ist. Was dem Nichtsachmann als eine große Arbeitserleichterung erscheint, ist dem mit dem Stein vertrauten Arbeiter als starke Arbeitserschwerung bekannt. Ein sprechender Beweis dafür, daß die Werkleute die festesten Stellen und Partien in den Felsen gewählt haben, ist der kleine rundbogengeöffnete Raum über dem Felsengrabblock. Ferner wissen wir, daß das Arbeitsgerät — Meißel, Schlägel, Hammer und Picke — in der Zeit, in der die Räume und Treppen ausgehauen, so hoch entwickelt und aus so festem harten Metall gearbeitet war, daß es vollauf zur Ausmeißelung des härtesten Felsgesteines dienen konnte. Also konnte auch der Osning-Sandstein, obwohl er ein sehr harter kieselhaltiger Sandstein ist, gestaltet und bearbeitet werden.

Hier können und wollen wir gleich eine zweite, oft gestellte Frage einflechten und beantworten, wie hoch oder wie weit zurück in der Zeit das Alter oder die Ausmeißelung der Kulträume an Hand des dazu gegebenen Werkzeuges angesetzt werden darf? *Darauf kann mit Bestimmtheit geantwortet werden, daß eine Ausmeißelung der Felsen schon in der älteren Bronzezeit vor sich gehen konnte. Bronzewerkzeuge genügten, um den Felsen zu gestalten. Mit steinzeitlichen Arbeitsgeräten konnten so große Felsenausarbeitungen nicht bewältigt werden. An den Aufgängen und in den Räumen fand ich nirgends Anzeichen oder Stellen, die auf eine Handhabung oder Anwendung von Steinwerkzeugen schließen ließen. Jede, auch die geringste, Ausmeißelung ist mit Metallwerkzeug erfolgt.* Dies soll nun keineswegs dartun, daß die Räume in der älteren Bronzezeit entstanden sind. Bei der Altersbestimmung müssen wir uns unbedingt an den Befund halten, den alle Ergebnisse und Feststellungen zum Schluß beim endgültigen Zusammenziehen geben.

Doch kehren wir zur ersten Frage zurück, zu der oft gehörten Ansicht, daß natürliche Höhlen vorhanden gewesen und später ausgemeißelt und vergrößert seien. Zu dieser Annahme verleitete eine Eigentümlichkeit des Osning-Sandsteins. Die über 25 m dicke Sandsteinbank, die aufgerichtet steht, ist zwar schwach in sich geschichtet, aber der Stein springt, sofern nicht durch Meißelsetzungen das Sprengen und Spalten künstlich beeinflußt wird, nicht geradflächig, sondern schalenförmig. Dieses, bald gewölbte, bald hohle schalenförmige Abspringen des Gesteins hat dazu geführt, dem Felsgestein eine Neigung zur Höhlenbildung zuzuschreiben, und auch sonst manche irrtümliche Auffassung entstehen lassen. Hier möchte ich an die Phantastereien erinnern, die um die Bruchflächen



der kleinen Steinbrüche auf dem Bärenstein im Nachbargebiet der Externsteine blühen. Wir finden diese bald nach außen, bald nach innen gewölbten Bruchflächen nur dort, wo entweder roh Gestein gebrochen ist, oder wo reichliche Nässe eine Einwirkung der Kälte mit ihrer großen Sprengwirkung möglich machte. Wir sehen deshalb an den Wänden des Kultraumes, wo sie auf den Boden aufsetzen, allenthalben größere oder kleinere Stücke vom Frost ausgesprengt; denn der Boden des Raumes hat bei feuchtem Wetter ungewöhnlich viel Wasser und geht mit diesem hohen Wassergehalt in den Winter hinein. Zum Teil sind diese Absprengungen so jung, daß die Bruchflächen nicht einmal den aus dem Mittelalter stammenden zähen Lehmverputz tragen, der sonst allenthalben die Wände bedeckte und seine Spuren hinterlassen hat, folglich müssen die fehlenden Felsbrocken an diesen Stellen in noch jüngerer Zeit abgesprungen sein. Es ist deshalb nicht angängig, wenn Prof. Fuchs aus diesem Befund Schlüsse von solcher Tragweite zieht, wie wir sehen werden. Schon beim Hauptraum ist es abzulehnen, wenn er in seinem Buche, Seite 24, schreibt:

„Im Hauptraum, den wir als Nachahmung der Helenakrypta ansprechen dürfen, finden wir die Wände mit groben Hieben in eine regelmäßige Form gebracht. Die Decke hat durch die gleiche Bearbeitung mit dem Spitzeisen die Form eines Spiegelgewölbes erhalten d. h. es ist eine flache Decke, die aber durch starke Abrundung der Ecken gewölbeartig in die Seitenwände übergeht. Es finden sich jedoch an den Wänden, namentlich an den unteren Partien, mehrfach Stellen, die die unberührte Felshaut zeigen, demnach beweisen, daß die Kapelle unter Benutzung eines schon vorhandenen Hohlraumes geschaffen wurde."

Es genügt, diese Stellen „der unberührten Felshaut", genau anzusehen, dann finden wir sie so regelmäßig oberhalb des Bodens ansetzen, und so prachtvoll dem Grundriß des Raumes angepaßt, daß die ursprüngliche Höhle dieselben Raumausmaße, dieselben Wände und Winkel, besonders aber denselben waagerechten Boden gehabt haben muß wie der heutige Raum. Uns zuzumuten, dieses anzunehmen und zu glauben, ginge doch zu weit. Ich würde der Abhandlung über die Frage ehemaliger Höhlen, in denen die Germanen gehaust und ihren Kult getrieben haben sollen, nicht eine so große Bedeutung beimessen und solch breiten Platz einräumen, wenn nicht in der Art und im Ton, in der die Gegner des germanischen Heiligtums, den Satz — *„Ja, in den Höhlen, da können die Germanen ihren Gottesdienst abgehalten haben, das streiten wir nicht ab, dies ist sogar anzunehmen"*, — aussprechen, so viel Entwürdigung, Geringschätzigkeit und erhabenes Besserwissen läge. Daß eine Reihe ernster Wissenschaftler diese Eigenschaft des Osning-Sandsteines nicht erkannten, daraus soll bestimmt kein Vorwurf erhoben werden, ist doch für alle Forscher an den Externsteinen grade das Felsmaterial das heikelste Kapitel, für das die wenigsten die nötige Erfahrung mitbringen. Aber entschieden müssen wir uns gegen diejenigen wenden, die mit diesem Satz zugleich hämisch durchblicken lassen, daß die Mittelmeervölker zwar die herrlichsten Steinschöpfungen vollbringen konnten, die Germanen aber nur deshalb die Höhlen benutzten, weil sie zum Ausmeißeln schlichter Felsräume nicht kultiviert genug und nicht imstande gewesen sein sollen, solche handwerkliche Leistungen zu vollbringen. Denen sei gesagt:

„Freilich, es gilt ja bei den heutigen Germanen, nicht bloß bei den Deutschen, sondern ganz ebenso bei den Skandinaviern, stets als ein besonderer Held der Wissenschaft und kann stets auf offene Ohren, ja auf begeisterte Zustimmung rechnen, der mit der scheinbar schärfsten Lauge kritischer Begabung dem Wahn, daß unser Volk alte Kulturwerte besessen und geschaffen hat, zuleibe geht. Es hat sich dann freilich meistens früher oder später herausgestellt, daß die überkritischen Zweifler einen zu kleinen Horizont gehabt haben, daß sie im Haften am einzelnen den weiten Blick für das große Ganze verloren

haben oder nie besessen hatten, mit einem Worte, daß sie im Grunde nichts weniger als Genies, sondern kleine kurzsichtige Geister waren. Aufzubauen, diese Gabe war ihnen versagt, und im Niederreißen, wozu sie Begabung zeigten, war ihnen der nie welkende Lorbeer andauernden Erfolges nicht beschieden. Aber sie empfanden den Kitzel als Apostel der ‚vorurteilslosen' Wahrheit zu gelten, denen es nichts verschlägt, das eigene Volkstum zu opfern, wenn nur das Quentchen der Ergrübelungen ihres unbestechlichen wahrheitsuchenden Scharfsinns in hellem Glanze erstrahlt und von allen denen bewundert wird, die an den nämlichen germanischen Eitelkeitskitzel leiden."

Es sei mir verziehen, daß ich diese scharfen Worte von Kossinna gebrauchte; aber nur derjenige, der wie der Verfasser einen langen Sommer an den Externsteinen arbeitete und fast täglich die Einwendungen hörte, die gemacht werden von denen, die aus vorgefaßter Meinung es nicht wahrhaben und wissen wollen, daß die Germanen die Räume ausgemeißelt haben, und wie triumphierend sie immer wieder die natürlichen, nie vorhanden gewesenen Höhlen unseren Vorfahren gnädig zur Benutzung freigeben, nur der kann ermessen, wie notwendig es ist, diesem Irrtum schärfstens entgegenzutreten.

Da nun keine natürliche Höhle und auch keine Kluft vorhanden war, müssen wir den ganzen Kultraum und alle Eingänge und Fensteröffnungen, die zu ihm führen, als restlos aus dem Felsgestein gemeißelt und herausgearbeitet ansehen. Der Fels ist lediglich an zwei Stellen von kaum 1 cm breiten Spalten, oder besser gesagt Sprüngen, durchsetzt.

Die Gestalt des Kultraumes geben die Längs- und Querschnittzeichnungen, Abb. 3 a, b, c und d. Die Lage im Felsen und zum Vorgelände zeigt der Grundriß im Plan, Abb. 1, Seite 5, Heft 1, 1935. Bei der Ergänzung der Treppenanlage um das Felsengrab sahen war, daß sich die beiden Treppen, die den Sargstein umzogen, an der hinteren rechten Ecke des Blockes trafen, ferner, daß ich angenommen habe, daß von dort die Treppe oder der Aufstieg weiter hinauf zum großen Kultraum führte. Auf der rund 10 m betragenden Entfernung, vom Sargstein bis zu den Stufen des Einganges neben der Kreuzabnahme, fanden sich keine Reste oder Spuren der vernichteten Treppe. Dies darf uns nicht wundern, ist doch das Gestein des Vorfelsens 1b hier bis zu einer Dicke von mehreren Metern fortgesprengt worden. Die ersten Spuren des alten Aufstieges finden wir an den Steinstufen selbst, vor dem Eingang. Diese Stufen sind aus dem anstehenden Felsen herausgemeißelt. Die Abnutzung dieser Stufen ist es nun, die uns Aufschluß gibt, daß ehemals hier die vom Sargstein kommende Treppe mündete. Obwohl

Abb. 3. Längs- und Querschnittzeichnungen des großen Kultraumes, im Felsen I. Bedeutung der Buchstaben: A—B Längsschnitt des Kultraumes und Petrusganges (A Südwestwand des Kultraumes, B Längsschnitt des Petrusganges). C Aufriß der Nordostwand des Kultraumes. D Querschnitt des Petrusganges an der geräumigsten Stelle, bei der gestrichelten Linie a—b. Bedeutung der Zahlen: 1 Südwestwand des Raumes. 2 Große ausgemeißelte Boden- und Wandeintiefung. 3 Zurückspringender erster Teil des Ganges. Vgl. Abb. 1, Heft 1, Seite 5. 4 Türartiger Beginn des eigentlichen engen Ganges. 5 Petrusgang. 6 Hohlraum nach Ausmeißelung des Ganges entstanden. (Das fehlende Gestein ist durch Frost und Wasser losgesprengt und zum Abstürzen gebracht.) 7 Ursprüngliche Decke und Höhe des Ganges. 8 Gegenwärtiger Abschluß des Ganges, sogenannte Petrustür. 9 Fortgemeißelte Felsenecke links neben der Kreuzabnahme. — Nordostwand. — 10 Alte Tür des Kultraumes. 11 Rundbogennische (in christlicher Zeit Platz des Altares). 12 Vorstehende Reste der Abschlußwand der Rundbogennische. 13 Der kleine Nebenraum, in dem sich das große Kultzeichen befindet. 14 Fenster des kleinen Nebenraumes. 15 Platz der Inschrift aus dem Jahre 1115. — D Querschnitt des Ganges. — 16 Ehemalige Ausmaße des Ganges. 17 Nach Ausmeißelung des Ganges entstandener Hohlraum. Das fehlende Gestein ist durch Frost und Wasser zum Absturz gebracht. 18 Felsenspalt in der Decke des Ganges und Hohlraumes. Durch diesen Spalt ist das Wasser gesickert, welches die Ursache des Deckeneinsturzes wurde.



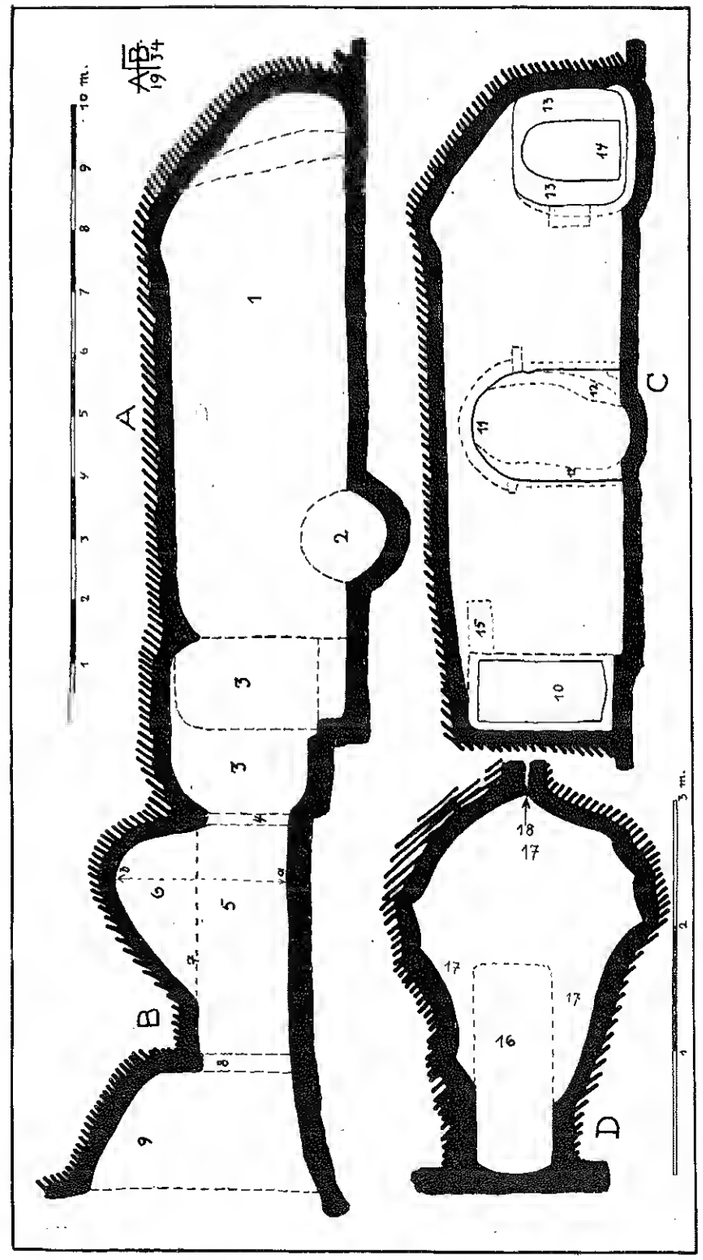



Abb. 3. Erklärung siehe Seite 70. (Zeichnung vom Verfasser.)

nun schon seit Jahrhunderten die einzelnen Treppensteine vor dem Eingang des Kultraumes von links an- und ausgetreten werden und es zum Teil schon recht tief sind, sieht man doch noch sehr deutlich die starke Austretung der ehemaligen, von rechts kommenden Benutzung. Vor allem die erst bei der Grabung freigelegten unteren Stufen lassen dies sehr klar erkennen, da sie durch die lange Erdbedeckung noch keine so starke Abnutzung in christlicher Zeit von links erlitten haben. Für diesen von rechts kommenden Ausgang spricht auch der in der Kreuzabnahme-Abhandlung geschilderte Bodenbefund vor dem Bildwerk (dem Vorplatz mit dem großen Steintisch). Auf diesem Gelände hat sich, wie schon angedeutet, in frühgeschichtlicher Zeit sicherlich ein wichtiger Teil der germanischen Kulthandlungen abgespielt. Auch die Aufstellung des Steintisches läßt darauf schließen, daß dieselbe so erfolgt ist, daß ein gutes Herankommen zur Tür von rechts gesichert war; sehr deutlich zeigt dies die Grundrißzeichnung im Plan des Grabungsgeländes Abb. 1 Heft 1 Seite 5. Erst die Vernichtung des Treppenaufganges vom Sargstein her und die Zertrümmerung des Steintisches sowie eine Auffüllung des Platzes in Höhe von mehr als 1 m machten eine Benutzung der Tür von links, wie es heute geschieht, möglich. Wir dürfen also hier das Ende der alten Treppe oder des Aufstieges vom Felsengrab her annehmen.

Der Eingang wird auch wohl die Adlertür genannt. Diese Bezeichnung ist auf eine in Negativform ausgehauene Vertiefung zurückzuführen, die sich oberhalb der Tür befindet, und der man die Gestalt einer streng stilisierten Adlerfibel zusprechen könnte (Abb. 1). Wie diese Einmeißelung zu deuten ist, ist einstweilen ein Rätsel. Neben der linken Türleibung an der Außenwand ist ein aus christlicher Zeit stammendes Weihwasserbecken und darüber ein Loch, das wohl einem Opferkasten Halt gab, eingeschlagen. Rechts in 1 m Höhe, ebenfalls an der Außenwand, befindet sich ein Steinmetzzeichen (Abb. 4b). Ich möchte dieses Zeichen ins 14. oder 15. Jahrhundert setzen; es zeugt von einer Steinmetztätigkeit, die ich bisher noch nicht einwandfrei bestimmen konnte. Die Adlertür ist unbedingt der älteste ursprüngliche Eingang zum Kultraum. Es geht nicht an, wie Prof. Fuchs es tut, die nächste große Öffnung mit dem Rundbogen als den ältesten Eingang, und die alte Adlertür als ehemaliges Fenster anzusprechen. Bei dieser Eingangs-Verlegung, wie sie Fuchs vornimmt, fühlen wir allzudeutlich den Wunsch, für die christliche Kapelle eine Altarwand zu erhalten, nämlich die südöstliche Abschlußwand des Raumes. Er sagt selbst: „Den ehemaligen Altar müssen wir uns an der südöstlichen Schmalseite denken, denn er stand immerhin so östlich wie möglich." Wie der Grundriß Abb. 1 Heft 1 Seite 5 zeigt, ist nun diese 3 m breite Wand an beiden Seiten von einem Eingang flankiert. Dies macht natürlich eine Altar-Aufstellung an dieser Wand von so geringer Breite zur Unmöglichkeit. Wenn der Raum wirklich von den Abdinghofer-Mönchen im 12. Jahrhundert als christliche Kapelle aus dem Felsgestein herausgemeißelt worden wäre — dieser Ansicht ist Prof. Fuchs —, so würden sie bestimmt eine halbwegs annehmbare Altarwand geschaffen haben. Eine solche Wand oder auch einen nur halbwegs annehmbaren guten Platz für den ehemaligen Altar gibt es aber heute im ganzen Kultraum nicht mehr. Die Südostwand, Abb. 5, an der nach Fuchs der Altar gestanden haben soll, sieht wirklich nicht nach einer Altarwand aus, noch dazu in einem Raum, von dem er sagt, daß er der Haupt-Kapellenraum der christlichen Kultanlage in den Externsteinen gewesen sei. Oben in der Sonnenwarte (Sazellum), nach Fuchs die untergeordnetere Kapelle, hätten sich alsdann die Mönche soviel Mühe mit der Altarwand gegeben, Ausmeißelung der NO.-Nische, Ständer und Rundfenster (Sonnenfenster), und hier in der

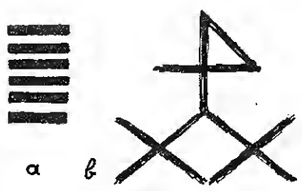



Abb. 4. 2 Steinmetzzeichen. a 12. Jahrhundert, b 14. oder 15. Jahrhundert. (Zeichnung v. Verfasser.)



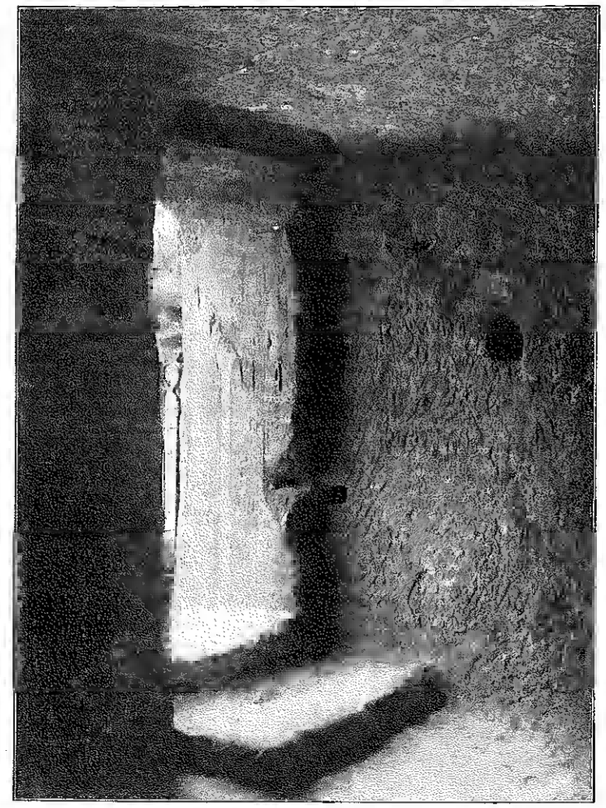
Hauptkapelle ist noch nicht einmal eine fein geglättete Altarwand. Auch die südwestliche Längswand kommt für eine Altaraufstellung nicht in Frage; denn abgesehen von der ungünstigen Himmelsrichtung würde der Altartisch zu weit in den Raum gestanden haben. Diesen, für eine christliche Kapelle so fühlbaren Mangel empfindet auch Prof. Fuchs sehr stark. Deshalb die Verwechselung von Tür und Fenster, die durch nichts begründet werden kann. Dagegen sprechen aber alle Befunde, sowohl am Eingang (Adlertür) als auch an der Rundbogenöffnung, Abb. 7 und 8. Ich will hier nur die Stufe an der Innenseite des alten Einganges anführen (Abb. 6). Um dieselbe auszusparen, hat man den Steinboden im ganzen Kultraum 15 cm tiefer ausmeißeln müssen. Wenn hier vormals ein Fenster gewesen wäre, so hätte man bestimmt die Tür 10 cm tiefer angesetzt, und die Stufe erübrigte sich. Denn war hier ein Fenster, so konnte doch zuvor unmöglich diese Stufe vorhanden gewesen sein.

Warum nun eine derartige auffällige Vernachlässigung der Altarwand und eine so gute, saubere, ja sogar außergewöhnlich saubere Tür und Rundbogenbearbeitung? Wo hat in christlicher Zeit nach elfhundert der Altar gestanden? Denn daß einer vorhanden gewesen war, ist eine Selbstverständlichkeit. Die Erklärung dieser für den christlichen Zeitabschnitt so wichtigen Frage gibt uns die Rundbogenöffnung. Diese große Öffnung, die ohne dichten festen Holzverschluß eine Benutzung des Raumes im Winter zur Unmöglichkeit machte, ist niemals eine Tür oder ein großes Fenster gewesen, sondern eine Rundbogennische, wie wir sie oben in der Sonnenwarte und am Felsengrab heute noch sehen. Alle Anzeichen und Reste sprechen für diese Annahme. Wie die Bilder der Fensteröffnung, sowie Grund- und Aufriß zeigen, stehen sowohl links wie rechts große bis 60 cm vorspringende Reste der ehe-

Aufn. Haye Hamkens

Abb. 5. Südostwand des Kultraumes. Links der alte ursprüngliche Eingang, rechts der einmündende Petrusgang, von dieser Stelle ist Abb. 2 aufgenommen. Links oben neben der Tür befindet sich die Weiheinschrift aus dem Jahre 1115. Im Boden und in der Wand schräg eingemeißelte Balkenlöcher, die dazu dienten, schwere Balken gegen die geschlossene Tür zu stemmen.

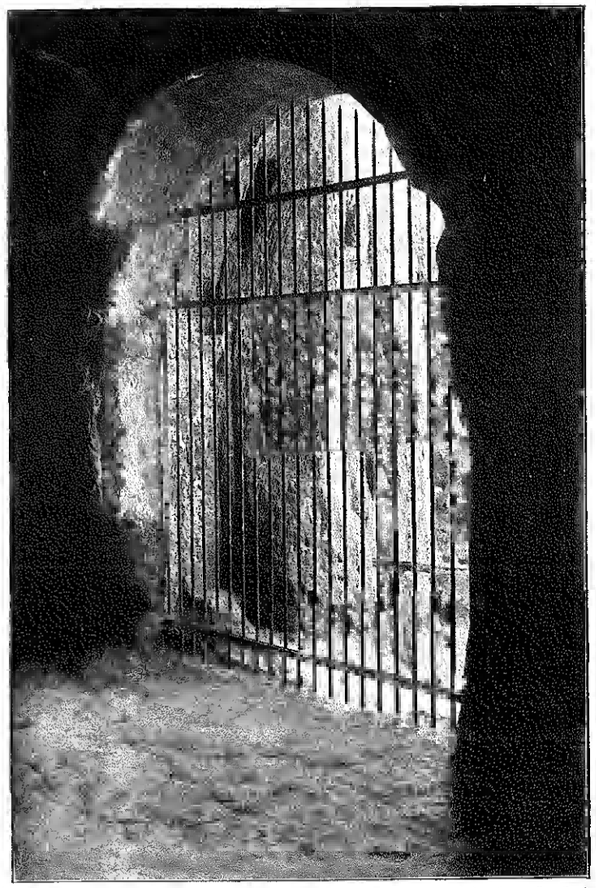
maligen Abschluß- oder Hinterwand der Rundbogennische. Schließen wir die Hinterwand, indem wir die Wandreste ergänzen, und fügen wir ihr ähnlich wie oben in der Sonnenwarte ein kleines Rundfenster ein, so wird wohl etwa der ursprüngliche Zustand der Rundbogennische wiederhergestellt sein. Nun ist eine Anzahl Fragen, für die es bisher sehr schwer war, eine annehmbare Lösung zu finden, geklärt. Vor allem ist die Erklärung für den weiten und hohen Lichteinfall der großen Öffnung gegeben (Abb. 1 schwarzer Pfeil). Dieser große Lichttrichter war für eine Tür widersinnig, zwecklos und störend. Jetzt ist auch die Verschlußfrage geklärt; die seitlichen äußeren Balkenlöcher, die wir in Höhe des Rundbogens außerhalb desselben sehen, gehören zum alten Fensterverschluß, wohingegen die Balkenlöcher an den Innenwänden der Nische erst dem Holzverschluß der großen späteren Öffnung Halt gegeben haben, nachdem die Nischenrückwand nicht mehr vorhanden war (Abb. 7 und 8).



Aufn. Haye Hamkens

Abb. 6. Der alte ursprüngliche Eingang mit der Stufe, die beim Ausmeißeln des Felsenbodens ausgespart wurde. Neben der rechten Türleibung die beiden Löcher, in denen die Türangeln befestigt waren. Nach diesem Befund ging die Holztür zur SO.-Wandseite hin auf, auch dies zeugt gegen eine Altaraufstellung an dieser Wand, wie sie Prof. Fuchs annimmt. Das große Balkenloch in der Wand gab einem Balken Halt, der als Türverschluß diente.

In dieser Rundbogennische dürfen wir nunmehr auch den Platz sehen, wo in christlicher Zeit der Altar gestanden hat. Also haben wir hier ein Gegenstück zu der Altar-Aufstellung und Unterbringung in einer Nische, wie sie oben im Sazellum gewesen ist. Die Himmelsrichtung ist hier an der NO.-Wand ebenso günstig wie an der SO.-Wand, wo Professor Fuchs den Altar unterzubringen versuchte; auch in der Sonnenwarte stand der Altar in der NO.-Wand. Nunmehr ist die Feinbearbeitung und Säulenflankierung der Rundbogennische verständlich, die aus dem 12. Jahrhundert stammen. Hierfür zeugt eins der frühesten und schönsten Steinmetzzeichen, das wir an den Felsen kennen; es befindet sich auf der rechten Bogenseite Abb. 8 schwarzer Pfeil. Das Zeichen besteht aus sechs Breitmeißelkerbhieben, die wagerecht übereinander liegen. Es war bisher als solches nicht erkannt worden (Abb. 4a).



Aufn. Haye Hamkens

Abb. 7. Rundbogennische linke Seite. Diese große Öffnung ist mit Bestimmtheit ehemals eine Rundbogennische und durch eine äußere Abschlußwand geschlossen gewesen. Die Reste dieser Abschlußwand stehen noch bis zu 60 cm vor (hinter dem Gitter). In der oberen Hälfte dieser Abschluß- und Hinterwand dürfen wir ein ähnliches Fenster wie oben in der Sonnenwarte annehmen. Alles deutet darauf hin, daß hier in christlicher Zeit der Altar der christlichen Kapelle gestanden hat.

Die Feinbearbeitung der Rundbogennische ist mit dem Breitmeißel geschehen. Die oft gehörte Ansicht, daß die Feinbearbeitung der Wände oder einzelnen Flächen mit der sogenannten Fläche, einem schweren Steinmetzwerkzeug in Gestalt eines Doppelbeiles, vorgenommen sei, ist ein Irrtum. Ist die Verwendung dieses Werkzeuges, das eigentlich nur zur Bearbeitung aufgebänkter Werksteine, also zum Schlagen wagerechter Flächen benutzt wird, noch an den senkrechten Wänden zur Not möglich, so ist ein schlagen von Rundbögen über Kopf damit unausführbar. Hinzu kommt noch, daß die Fläche nur dann in Tätigkeit tritt, wenn zuvor die Steinfläche mit dem Kröhner gut zugeschlagen ist. Der Kröhner ist ebenfalls ein sehr schweres Steinmetzwerkzeug, welches aus einer Reihe zusammengefügter Spitzeisen besteht. Die Grundflächen sind aber allenthalben nur mit dem Spitzeisen zugeschlagen. Da nun aber die Spitzeisenbearbeitung so grob und rauh ist, ist die Feinbearbeitung auf diesen Flächen nur mit dem Breitmeißel möglich. Die Steinmetztechnik, wie überhaupt die gesamte Steinbearbeitung, ist eine der wichtigsten Fragen an den Ex-

Aufn. Hahe Hamkens

Abb. 8. Rundbogennische rechte Seite. Auch diese Seite zeigt deutliche Reste der äußeren Abschlußwand. Oberhalb der mittleren Querstange des Eisengitters, wo dieselbe in die Wand eingelassen ist, befindet sich das Steinmetzzeichen aus dem 12. Jahrhundert (schwarzer Pfeil).

ternsteinen, die unbedingt in einer ausführlichen Arbeit behandelt werden muß.

Zu welch grob-falschen Schlußfolgerungen das Nichtvertrautsein mit dem Felsgestein führen kann, sehen wir bei Prof. Fuchs. In seinem Buche ist er immer wieder durch diese Unkenntnis des Materials zu falschen Schlüssen gekommen; besonders im unteren Kultraum bei der Deutung des zweiten Einganges, dem sogenannten Petruseingang, der gegenüber der alten Tür in der Südecke des Raumes beginnt. Abb. 5. Dieser schmale, stellenweise nur 60 bis 70 cm breite Gang durchbricht das Felsgestein hinter der Kreuzabnahme und kommt links des Bildes etwa 75 cm von der Bildkante aus dem Felsen. Grundrißzeichnung Seite 5 Abb. 1 und Abb. 3b. Ehe ich diesen Gang zu deuten versuche, will ich zuvor die Erklärung, die Fuchs für diesen schmalen Gang gibt, anführen:

„Von viel größerer Bedeutung für die Zeit der christlichen Kultstätte an den Externsteinen scheint mir der zweite Nebenraum ganz anderer Art zu sein, der sich am Südostende des Hauptraumes, und zwar rechts in südöstlicher Richtung, anschließt und zu dem man durch einen schmalen Zugang über drei unregelmäßige Stufen gelangt. Außer von Giefers, der hier die ursprüngliche Stelle des Grabes Christi vermutete, die wegen ihrer Enge aufgegeben worden wäre, ist bisher leinerlei Deutung dieses Raumes versucht worden. Während nun der Hauptraum und die Sakristei nur ganz ausnahmsweise den unberührten natürlichen Felsen zeigen, dagegen ganz vorwiegend die Zurichtung der



Wände und Decken durch menschliche Bearbeitung erkennen lassen, finden wir den südöstlichen Nebenraum durchaus im Charakter einer natürlichen Höhle, bei der die Spitzhacke nur in den unteren Partien soviel nachgeholfen hat, daß sie einigermaßen passierbar wurde. In der Bodenpartie erscheint dieser Raum gangartig schmal — er hat dort teilweise nur eine Breite von 65 cm —, aber vom Boden aus weitet er sich beiderseits aus bis zu einer größten Breite von 2,55 m bei 2,90 m Höhe. Seine Decke, die keine Spuren der Bearbeitung zeigt, hat die Gestalt einer geradezu auffallend regelmäßigen Kuppel. Wir können deshalb den Raum kurz die Kuppelhöhle nennen. Sein Befund beweist, nebenbei gesagt, daß die Felsen der Externsteine mit natürlichen Hohlräumen, wie es scheint von rundlicher Form — man spricht deshalb oft von Sandsteinblasen —, durchsetzt sind, und man darf wohl annehmen, daß diese natürlichen Hohlräume zur Ausgestaltung der Kulträume Anlaß geben. Daß man nun diesen Kuppelraum im Gegensatz zu den anderen Räumen in seiner natürlichen Gestalt belassen hat, muß seinen besonderen Grund haben, und wir sehen ihn darin, daß er als Kreuzauffindungsgrotte gelten sollte, weil auch in Jerusalem diese Grotte eine unbearbeitete Felsenhöhle war. Diese Deutung des Raumes wird noch bestätigt durch die Lage zum Hauptraum und zu dessen vermutlicher Altarstätte. Den Altar des Hauptraumes, der Kreuzkapelle, können wir uns, wie schon gesagt wurde, nur an der Südostwand denken. Genau wie bei der Kreuzauffindungsgrotte in Jerusalem liegt in Externstein der Zugang zur Kuppelgrotte rechts vom Altar nach Südosten hin. Genau wie in Jerusalem jene Grotte der Kreuzauffindung, war auch die Kuppelhöhle in Externstein ein fensterloser finsterer Raum, der nur mit Licht betreten werden konnte. Dafür spricht der Umstand, daß die Einrichtungen, die im heutigen Zustande der Kuppelhöhle Licht zubringen, deutlich Merkmale eines späteren Eingriffs in den ursprünglichen Bestand zur Schau tragen. Sie erhält heute Licht durch ein kleines unmittelbar auf dem Boden befindliches Schlitzfenster und durch die Öffnung der südöstlichen Tür, die wir wegen der neben ihr ausgemeißelten Petrusfigur die Petrustür nennen wollen. Die Anbringung des Schlitzfensterchens bedeutet einen ersten noch schonenden Eingriff in das vorher schon Geschaffene, die Ausführung der Petrustür dagegen einen recht rücksichtslosen. Über das Schlitzfenster ist schon viel hin und her geraten worden. Man will hier eine Abflußrinne sehen, deren Zweck aber völlig unklar bleibt. Der Schacht, der zu der Öffnung führt, hat nichts, was an eine Rinne erinnert. Der Boden ist ganz flach und nicht gehöhlt wie bei einer Rinne. Eine solche wäre doch auch an der Außenseite wohl röhrenförmig in Erscheinung getreten, wie der Abflußkanal in der Sakristei. Wozu hätte man ferner der Ausflußöffnung eine hohe, schlanke, nicht unten wie bei einer Rinne, sondern wie bei einem Fenster oben gerundete Form gegeben? Diese Form ist typisch für sog. Schlitzfenster, wie sie sich schon in karolingischer Zeit, z. B. an dem Westwerk von Corvey, finden und von da ab in allen Jahrhunderten besonders an Treppentürmen, usw."

Die Deutung des schmalen Ganges als „Kreuzauffindungsgrotte" ist der Höhepunkt der falschen Schlußfolgerungen, zu denen Prof. Fuchs im Nichtvertrautsein mit dem Felsgestein, in seinem Buch „Im Streit um die Externsteine" gekommen ist.

Wie die Grundrißzeichnung Abb. 1 im Heft 1 Seite 5 Nr. 3d und Abb. 3 dieser Abhandlung zeigen, müssen wir den Gang in zwei Teile trennen. Der erste dem Kultraum zunächst liegende Teil ist von großer Geräumigkeit und stellenweise höher als der Kultraum selber. Wir dürfen diesen Teil des Ganges als den ältesten ansehen. Vieles spricht für die Annahme, daß hier ein schräger Aufgang mit Stufen geplant war, vor allem die höhere Ausmeißelung der Decke. Auch die Stufen, die hier gewesen und zum Teil noch erhalten sind, finden in dieser Annahme eine Erklärung. Warum dieser

geplante Aufstieg aufgegeben wurde und man sich alsdann mit der Ausmeißelung des niedrigen, kaum Manneshöhe erreichenden, schmalen, winklig ansetzenden Ganges begnügte, wird wohl immer ein Rätsel bleiben. Dieser zweite Teil des Ganges ist es nun, den Prof. Fuchs als „Kreuzauffindungsgrotte" anspricht. Hierzu verleitete ihn die eingestürzte Decke. Wie der Querschnitt D 17 und Längsschnitt B 6 auf Abb. 3 zeigen, erweitert sich der Gang an einer Stelle kuppelartig. Die Erweiterung ist dadurch entstanden, daß der Gang an dieser Stelle einen wasserführenden Spalt von Zentimeterbreite in der Decke hat. Abb. 3 D 18. Der Felsenspalt, der, wie gesagt, kaum 1 cm breit ist, wurde bei der Ausmeißelung des Ganges von den Werkleuten angeschnitten. Konnte ehemals bei feuchtem Wetter das Wasser, welches von der Felsenoberfläche kommt, ungehindert in diesem Spalt zur Erde fließen, so verteilt es sich nach der Ausmeißelung an der Decke, hier mit seinen Zerstörungskräften im Laufe der Zeit durch Gesteinsabsprengungen den Hohlraum der Kuppel bildend. Frost und Wasser sind auch heute noch ununterbrochen an der Arbeit, die Wölbung zu vergrößern. Jederzeit kann man sich von dem Lösen kleinerer oder größerer Stücke, die schalenförmig abspringen, überzeugen. Bei anhaltendem Regen ist die Wasserzufuhr durch den Spalt so stark, daß es zur Petrustür herausläuft. Der Felsen ist dann an dieser Stelle des Ganges durch und durch mit Wasser getränkt. Aber die Kräfte von Wasser und Frost konnten ihr Zerstörungswerk erst nach der Anlage des Ganges ausüben, denn erst durch dessen Schaffung war der Raum für abspringendes Gestein gegeben. Diese Ausführungen erübrigen wohl ein näheres Eingehen auf die falsche Schlußfolgerung von Prof. Fuchs; denn da zuerst der Gang war und nicht die eingestürzte Decke, so kann bei der Anlage des Ganges von einer „Kreuzauffindungsgrotte" niemals die Rede gewesen sein.

Wozu hat nun dieser Gang gedient und weshalb ist er ausgemeißelt und angelegt worden? Die Antwort auf diese Frage ist so einfach und so weit entfernt von einer „Kreuzauffindungsgrotte", daß sie eines gewissen Humors nicht entbehrt. Der sogenannte Petrusgang ist nämlich nichts anderes als ein schlichter Gang, der in den Hof führte, und zwar in einen Hof, der an den Externsteinen vorhanden gewesen ist und von dessen Dasein noch nie die Rede war. Diese Antwort klingt für den Kenner der Externsteine wie ein Scherz und entspricht doch der Wirklichkeit.

Abb. 9. Grundrißzeichnung der drei nordwestlichsten Externsteinfelsen, nördlich der heutigen Straße Paderborn—Hameln, mit eingezeichneten alten Auf- und Umgängen. Bedeutung der Zahlen: 1 Ehemaliger alter Hellweg Paderborn—Hameln, der in jüngerer Zeit zwischen Felsen 3 und 4 verlegt worden ist. Diese Straße verschwindet demnächst. 2 Aufgang, zum Teil Treppen, zum Teil schräger Anstieg, der an und um das Felsengrab zum unteren Kultraum führte. 3 Felsengrabblock. 4 Der zum größten Teil zerstörte Vorfelsen 1b. 5 Vorplatz zwischen Felsen I und Vorfelsen 1b. Dieser Platz hat in frühgeschichtlicher Zeit sicherlich ein groß Teil der germanischen Kulthandlungen gesehen. 5a Steilabhang. 6 Germanischer Steintisch. 7 Unterer großer Kultraum. 8 Sog. Petrusgang. 8a Petrustür. 9 Kleiner Innenhof. Dieser kleine wall- und mauergeschützte Hof ermöglichte es, zu jeder Zeit alle Felsen und oberen Kulträume ungehindert erreichen zu können. 10 Lehmwall mit Trockenmauer aus großen Sandsteinblöcken. Der Wall trug mit größter Wahrscheinlichkeit einen Holzwehrgang, der an den Felsen in Balkenlöchern verzapft war. 11 Treppenaufgang über Felsen 1a zum Kopf des Felsen 1. 12 Frühgeschichtlicher Felsenraum auf Zwischenfelsen 1a. 13 Großer frühgeschichtlich germanischer Holzraum, der über Raum 12 zwischen Felsen 1 und 2 in großen mächtigen eingemeißelten Balkenlöchern eingebaut war. Dieser Raum hatte schätzungsweise eine Höhe von 6 m. 14—15—16 Grundflächen von Holz und zum Teil Steinräumen auf dem Kopf des Felsens 1, die wir nach allen bisherigen Feststellungen als germanisch und frühgeschichtlichen Ursprunges ansprechen dürfen. 17 Aufgang durch den Seespalt zum Felsenkopf. Dieser Aufgang konnte durch Fortnehmen der anzunehmenden Holzleitern leicht unzugänglich gemacht sein. 18 Vorfelsen 1c. 19 Zwischenfelsen 1a. 20 Alter Aufgang, der über die sog. Kanzel um und über Felsen 3 zur Sonnenwarte und Irminsul emporführte. 21 Vermutlicher Grundriß eines frühgeschichtlichen Holzraumes. 22 Sonnenwarte. 23 Treppe zur Irminsul. 24 Standort der Irminsul. 25 Felsblöcke vom Felsen 3? 26 Wackelstein. Die Felsen tragen römische Zahlen.



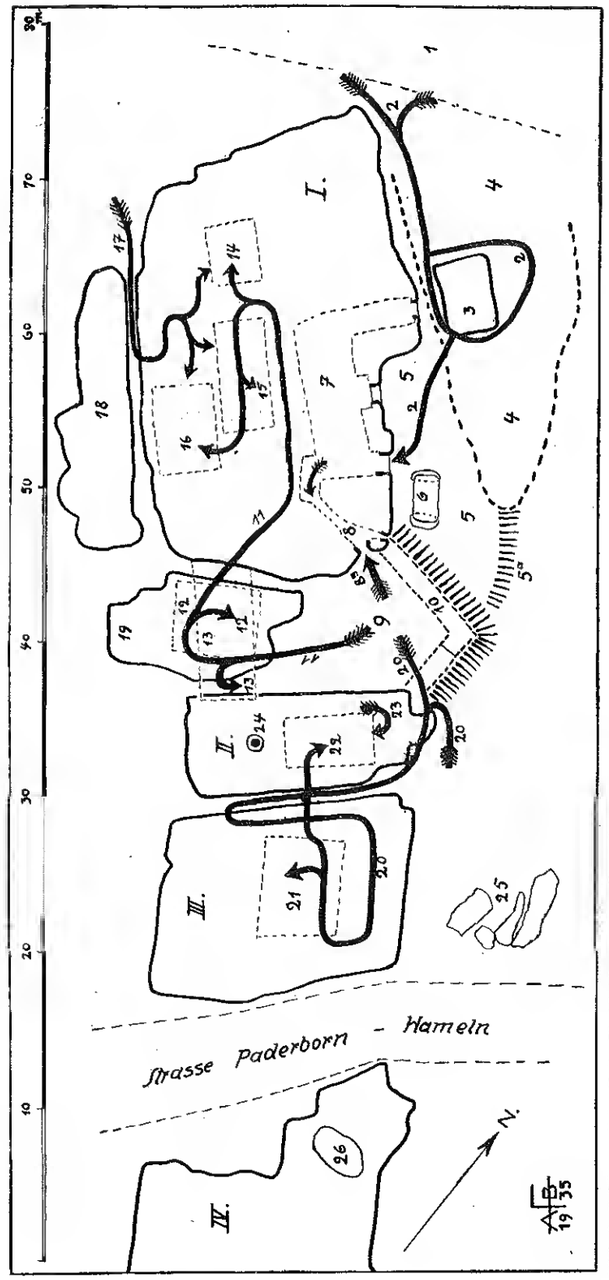



Abb. 9. Erklärung siehe Seite 78. (Zeichnung vom Verfasser.)

Meines Wissens ist noch nie von dem als Zentralanlage des ganzen Heiligtums dienenden bedeutsamen Platze vor den zwei Aufgängen geschrieben und gesprochen worden. Es ist aber undenkbar, daß dieses große vielgestaltige Heiligtum ohne einen solchen zum feierlichen Eintritt, Empfang und Ausgang bestimmten Platz oder Raum, den wir auf Teudts Vorschlag Vorhof nennen wollen, gewesen sein könnte. Sehen wir uns daraufhin die Reste des germanischen Heiligtums genauer an, so finden wir allenthalben an den erhaltenen Eingängen und Fensteröffnungen der Kulträume Balkenlöcher und Ausmeißelungen, die auf kräftige Holzvorrichtungen zum Schutz oder Verschluß schließen lassen, die ein beliebiges ungeordnetes Betreten der heiligen Stätten verhinderten. Besonders starke Vorkehrungen sehen wir auch an der Türe des unteren Kultraumes Abb. 5 und 6 und in der Fensteröffnung der NW.-Wand der Sonnenwarte. Ferner finden sich an den Aufgängen Balkenlöcher, die so angebracht sind, daß sie nur als Halt für Absperrungen und Türen gedient haben können. So sehr nun diese Schutzvorrichtungen darauf hindeuten, daß gegen unbefugtes Betreten der einzelnen Räume Sorge getragen war, so muß doch außer diesen Einzelsicherheiten ein Gesamtschutz des Heiligtums vorhanden gewesen sein; — zumal wir in den Räumen Werte und Kostbarkeiten vermuten dürfen. Sicherlich trug auch die holzgeschnitzte Irminsul eine reiche Vergoldung. Die Untersuchungen, die ich auf diese Fragen hin an den Felsen anstellte, führten mich zu Entdeckungen und Erkenntnissen, die das gesamte germanische Heiligtum nach einem wohldurchdachten Plan angelegt erscheinen lassen, und in diesem Plan ist ein ausreichender Schutz sowie ein Vorhof oder eine Vorhalle vorhanden gewesen. Diese Einrichtung ist in ihrer Einfachheit verblüffend und großartig. Sie bestand darin, daß alle Aufgänge von einer Stelle aus ihren Anfang nahmen und dieser Platz außergewöhnlich geschickt gewählt und ebenso geschickt hergerichtet war. Auf diesen Platz oder Innenhof, wie wir weiterhin sehen werden, führte der Petrusgang. Somit war auch der untere Kultraum mit allen anderen Räumen und Aufgängen verbunden, und das war Sinn und Zweck des Petrusganges.

Auf welch einfache Art die Alten dieses sachliche Bedürfnis des Heiligtums erfüllt haben, zeigt Abb. 9. Zwischen Felsen I und Felsen II (Turmfelsen mit der Sonnenwarte) befindet sich bis 8 m zurückliegend der Zwischenfelsen 1a. Die drei Felsen bilden hier einen von drei Seiten vorzüglich umwandeten Platz, den die Alten durch eine starke Einhegung auch nach der Nordostseite abschlossen. Bei der Ausgrabung wurde die Trockenmauer (Abb. 1 Heft 1 1935 auf Seite 5 [Nr. 11]) freigelegt, die den Kern der Umhegung und den festen Halt für die Aufschüttung des Platzes bildete. An der NO.-Spitze ist die Trockenmauer heute noch 1,75 m hoch. Die Mauer besteht aus großen Sandsteinblöcken, die roh zugeschlagen sind. Von außen ist die Trockenmauer mit einer gewaltigen festen Lößlehmpackung angestampt worden. Die Bauweise der Anlage mit dem Trockenmauerkern entspricht der Art, wie wir sie an vielen frühgeschichtlichen Wallburgen finden. Auch hier an den Externsteinen dürfen wir auf dieser Einhegung des Vorhofes eine Holzwehr als Bekrönung annehmen, dafür zeugen die Balkenlöcher an den Felsen. Von diesem geschützten Hof konnten alle Kulträume des großen weitverzweigten Heiligtums erreicht werden. Dieser prachtvoll und zweckmäßig angelegte Hof bot die Bewegungsfreiheit, den Schutz und den Frieden für alle Aufgaben, die im Heiligtum zu erfüllen waren.

Bild 1: Südtor der Kirche zu Bücken. Bemerkenswert ist der dreizehnstrahlige Stern mit der heute noch üblichen Darstellung des Tierkreiszeichens Steinbock in der Mitte. Es handelt sich wohl um ein Mittwinterzeichen; denn der Steinbock ist das erste Monatszeichen nach der Winterwende. Alt ist noch die glatte Scheibe rechts. Der Mann links ist spätere Überarbeitung; denn das Bild erscheint hier tiefer im Gestein.

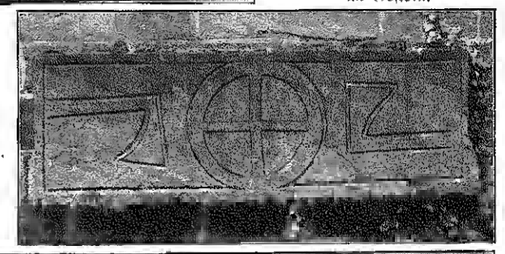
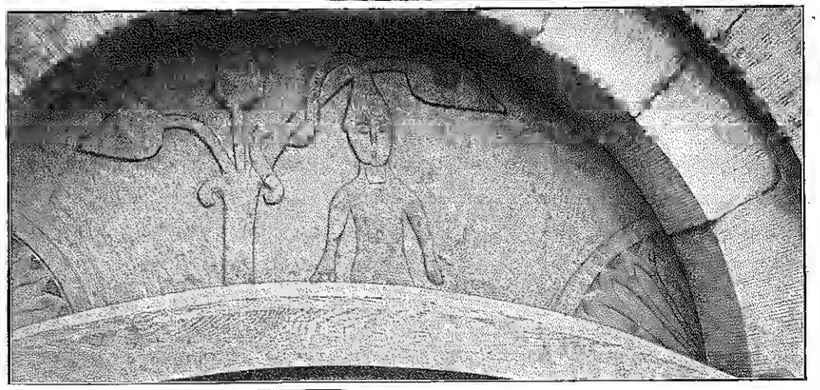


Bild 2: Südmauer der Kirche zu Amelungsborn (ehemals Zisterzienserkloster). Das Rad- oder Jahreskreuz mit den nach oben und unten gekehrten Äxten zu beiden Seiten deutet Wirth als Zeichen der Winterwende. Dazu stimmt die Anbringung an der Südmauer.



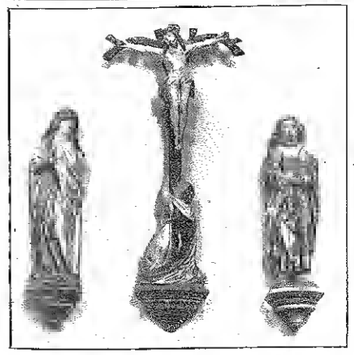


Bild 3: Kirche von Lohe bei Nienburg. Das Bild wird als Absalonsdarstellung gedeutet. Der Hinweis auf den am Baume hängenden Odin erscheint näher.

Bild 4: Die zweitälteste Kirche Deutschlands, St. Michel in Fulda, hat eine verhältnismäßig seltene Kreuzigungsgruppe. Die Kreuzform mit den nach unten gebogenen Armen gibt es noch in Köln, Elbing und Erfurt.

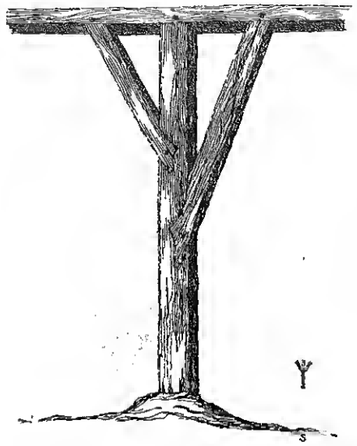
---

**Vorchristliche Sinnbilder an und in Kirchen**

Die Bilder wurden von Herrn Pastor Bode-Bremen Herrn W. Teudt zur Verfügung gestellt.

# Herd- und Hochsäulen im altnordischen Haus als Träger alter germanischer Glaubensvorstellungen

Von Dr.-Ing. Friedrich Saeftel, Heide/Holstein



Die Gemeinschaft des Nordens entstand auf Grund eines gemeinsamen Wirkens und Schaffens, sie ist daher ursprünglich eine „Herd- und Hausgemeinschaft". Aber im Gegensatz zum Süden ist hier eine Gemeinschaft nur auf weltanschaulicher Grundlage möglich. Das Gehöft ist nicht „Haus des Einzelnen", ist vielmehr immer Gemeinschafts- und Sippenhaus, wie wir es uns als Beispiel auch auf keltischem Boden in Wales im walisischen Haus „ty" der freien Waliser vor Augen führen können, von dem berichtet wird, daß es stets mehrere Familien der gleichen Sippe, zumindest aber die drei lebenden Geschlechterfolgen einer Familie aufnahm. Und gleichfalls im Gegensatz zum Süden steht im Reich der Nordmänner das Religiöse als „Weltanschauung" nicht gesondert da, steht nicht außerhalb vom Menschen und außerhalb des Geschehens, sondern es steht in ihm, in seinem ganzen täglichen Leben und auch in dessem Aufbau.

So kommt es auch, daß das altnordische Haus voll ist von Dingen, die zwar von dieser unserer Welt sind, aber doch auch dem gefühlten Jenseitigen dieses Lebens angehören. Der Hausfriede ist in Wirklichkeit der Herdfriede; der Haushalter ist in Wirklichkeit der Hüter des Herdfeuers und als dieser ist er auch Vertreter des Geheimnisvollen über uns, des „Hehren von Oben", daher obliegt ihm auch das Gebet am Tisch, daher wird er auch Wahrer aller Pflichten gegenüber Sippe und Gemeinschaft. Die Pflege des Herdfeuers führt zum viersachen täglichen Opfer, das als altes nordisches Herdfeuergesetz Erbt uns wieder herausgearbeitet hat:

Schützt Gäste und Schutzbedürftige,
Opfert und betet zu den Göttern,
Ehret Eltern und Ahnen!

Das Haus besaß Heiligtümer, und man nahm sie für alle Feste in Anspruch. Verlobung und Hochzeit waren mit ihrem Brauchtum an das heilige Herdfeuer geknüpft; für die Eheschließung war, wenn sie die Begründung einer neuen Haushaltung bedeutete, die Entzündung des Hochzeitsfeuers die wichtigste Handlung.

Voll geheimen inneren Lebens und voll schwerwiegender Bedeutung im Glaubensleben unserer Vorfahren standen neben dem Herd auch die heiligen Hochsäulen, welche mit den anderen Hochsäulen zusammen das Dach trugen, gegenüber diesen aber durch geheimnisvolle Beziehungen zum Unsichtbaren über uns ausgezeichnet waren. Von ihnen wissen wir aus den isländischen Sagas, daß sie zur Zeit der Landnahme auf Island von den freien Odalsbauern aus dem alten Heimatland Norwegen mitgenommen und im Anblick von Island vom Schiff aus dem Meer übergeben wurden. Wo Wind und Wellen, d. h. also das Schicksal, das Gott ist, die Säulen hintrug, dort gingen die Landsucher an Land und bauten auf geeignetem Platz ihr Haus, eben mit Hilfe dieser alten, hehren, ihnen heiligen Hochsäulen.



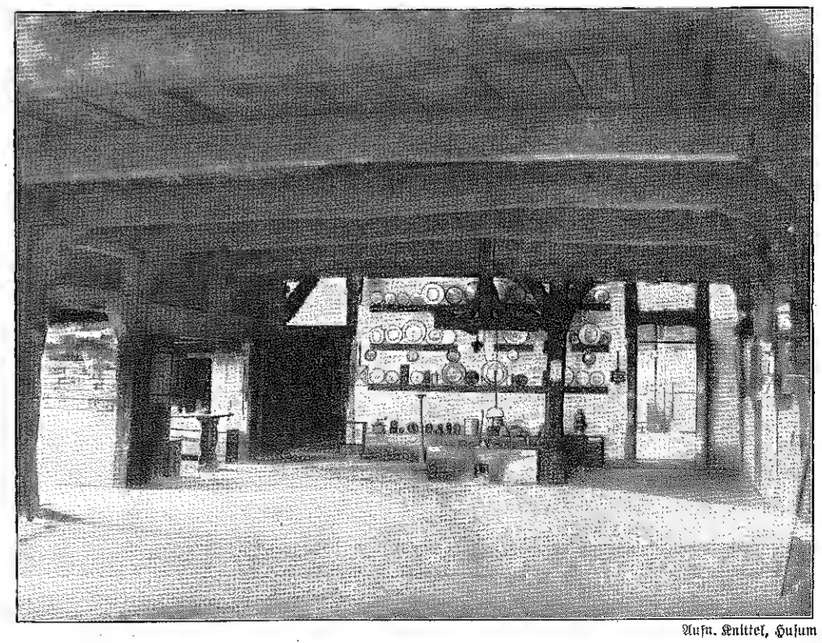
## 1. Fletsäule, Kreuzbaum und Hausbaum im „Sachsenhaus"

Von der Volkskunde her kennen wir auch noch eine andere, aber höchst seltene Hochsäule, die zwar schon immer als ein vermutliches Reststück aus dem alten, frühgeschichtlichen Haus der Germanen angesehen worden ist, dessen ursprüngliche Bedeutung und Herkunft uns aber nur eine eingehende hausgeschichtliche Betrachtung erarbeiten kann. Das ist der „krüzbom", also der „Kreuzbaum" des alten Sachsenhauses. Mit ihm wollen wir die Reihe der heiligen Hochsäulen beginnen.

Aus dem älteren Schrifttum auf dem Gebiet der Hausforschung ist der Kreuzbaum nur durch Meyborg und Rhamm bekannt. Aber schon zu ihrer Zeit war sein Vorkommen so selten, daß beide dies betonen und besonders Rhamm es unendlich bedauert, wie wenig das Verschwinden dieser damals schon so rätselhaft anmutenden Erscheinung vor seiner Zeit beachtet worden ist. Er ist dann, wie er schreibt, 10 bis 15 Jahre lang dem Vorkommen solcher Kreuzbäume nachgegangen und berichtet über sie das Wenige, was er noch feststellen konnte:

Auf dem „Flet" alter Sachsenhäuser, also dem hintersten, gepflasterten Teil ihrer großen Mitteldielen, stand in Einzelfällen noch der „krüzbom", eine Holzstütze, in unmittelbarer Nähe des Herdes.

Er stand als Tragsäule unter jenem Mittelbalken, der in gleicher Richtung wie die Balken über der Mitteldiele des Hauses verläuft und die Decke über dem Flet bildet. Während jeder andere Dielenbalken aber an seinen beiden Enden auf je einer Stütze aufgelagert ist, legt sich dieser Fletbalken an beiden Enden auf den „Zuchtbalken" auf,



Aufn. Knittel, Husum

Abb. 1. Diele im „Ostenfelder Haus" in Husum, mit dem Blick auf Flet, Herd und Kreuzbaum (neben dem Herd und unter dem Fletbalken stehend).

durch den die hier fehlenden beiden Stützen abgefangen werden. Denn das Wesentliche vom „Flet" gegenüber der „Diele" ist dies: es ist kein Teil der großen Mitteldiele des Hauses, auch keine bloße Verlängerung von ihr, denn es reicht quer durchs ganze Haus von der einen Außenwand bis zur andern. Anscheinend als eine notweudige Zwischenstütze zwischen diesen Luchtbalken-Auflagern steht unter dem Fletbalken der Kreuzbaum. Er stützt ihn jedoch nicht unmittelbar, sondern durch ein auf ihm liegendes Kopfholz. Bemerkenswert erschien früher, daß er meistens auf ungefähr der Hälfte seiner ganzen Höhe zwei kurze Querarme trug, die in gleicher Richtung wie sein Kopfholz verliefen, also gleichlaufend zum Fletbalken, und genau wie dies Kopfholz durch Kopfstreben oder Knaggen gegen ihn abgestützt waren. In einigen Fällen waren diese unteren Arme nicht mehr vorhanden oder nicht in Holz ausgeführt, sondern bestanden aus einem durchgesteckten Eisenstab.

Nach diesen unteren Querarmen soll er „Kreuzbaum" heißen. Die Bedeutung oder der Zweck dieser unteren Querarme erschien nicht ganz klar. Fast überall wurde das Licht auf einen der Arme gestellt, oder es hingen andere Gegenstände an ihm, die die Hausfrau in seiner Nähe für ihre Verrichtungen brauchte, wie Wasserkessel, Wassereimer oder das Handtuch. Saß die Familie wintertags am Feuer des Herdes, dann war der Platz der Hausfrau stets neben dem Kreuzbaum, und sie lehnte sich bei ihrer Handarbeit an ihn. —

Nur solange wie auf dem Flet der Herd freigestanden hat, konnte sich der Kreuzbaum als Fletsäule erhalten. Beide, Herd und Säule, sind ja eng aneinander geknüpft, und sobald der Herd in der uns genugsam bekannten Weiterentwicklung des Sachsenhauses an die Rückwand des Flets heranrückte, also nicht mehr frei auf ihm stand, wurde die Entfernung zwischen Säule und Herd zu groß. Die Säule blieb ja unter dem Fletbalken stehen und mußte hinderlich erscheinen, weil sie jetzt ganz frei auf dem Flet stand. Deshalb wohl ist sie dann auch manchenorts entfernt worden, jedenfalls wurde Rhamm von solchen Fällen noch mündlich erzählt.

Damit wird uns das eine klar: die Fletsäule steht auf dem Flet neben der alten, ersten, ursprünglichen Feuerstelle des alten Sachsenhauses. Sie stammt mithin aus einer frühen Zeit, in der dem Herdfeuer auch noch eine symbolische Bedeutung zugesprochen wurde. Daher war also auch sie eng mit dem Leben um das Feuer und mit seinen Gebräuchen verknüpft. Zu der Zeit, wo wir diese Fletsäule als „Kreuzbaum" eben noch fassen können, also in der Mitte und dem Ausgang des 19. Jahrhunderts, hat sie bestimmt keine konstruktive Bedeutung mehr im Haus gehabt. Als eine wirklich notwendige Unterstützung für den Fletbalken kann sie nicht angesehen werden, denn dieser war nicht sonderlich mehr belastet als die anderen Balken über der Mitteldiele auch, und diese kannten keine Unterstützung durch Zwischensäulen, die frei auf der Diele standen. Zudem mußte Rhamm schon feststellen, daß der Kreuzbaum niemals genau in der Mitte unter der freien Länge vom Fletbalken stand, vielmehr immer etwas zur Seite, daß ferner seine Stellung überall verschieden war, ja daß er in zwei ihm bekannten Fällen nur mit einem Abstand von zwei Fuß neben dem Luchtbalken, also fast schon neben dem Auflager des Fletbalkens, gestanden hat. Das sind alles Zeichen dafür, daß er nicht mehr zwingendes, konstruktives Bauglied gewesen ist.

Der Kreuzbaum ist also nur als ein symbolisches Bauglied neben dem Herd gebraucht worden, dessen Stelle auch nicht immer eindeutig genau die Mitte vom Flet gewesen ist. Als der Herd an die Rückwand des Flets rückte und nur noch nüchtern Kochstelle war, verschwand auch der Kreuzbaum aus den alten Häusern und aus der Landschaft. Er lebte nur solange, wie um den freistehenden Herd gelebt, gewohnt, gefeiert und geopfert wurde. Als er verschwunden war, mußte auch der Fletbalken seine Last allein, ohne Zwischenstütze tragen. Aus welchem Ursprung heraus kam aber der Kreuzbaum ins



Sachsenhaus? In einem früheren Bauzusammenhang muß er doch ein wirklich tragendes Bauglied gewesen sein. Wo war er als Fletsäule so unumgänglich notwendig, daß ohne ihn die Decke oder das Dach wirklich nicht halten konnten? Einmal muß ihm seine konstruktive Wichtigkeit seine ursprüngliche Bedeutung und schon eine gewisse Heiligung eingebracht haben!

Zunächst hilft uns hierbei sein Verbreitungsgebiet. Trotz der geringen Anzahl aller Fundstellen erscheint sein Vorkommen geschlossen:

Bei Lauenburg kam er unter der Bezeichnung „krüzbom" vor,
bei Lüneburg als rämpäl oder rämstötte (Ramstütze),
bei Buchholz als päl oder piler,
in Ostenfeld bei Husum wieder als „krydsbom",
bei Segeberg als piler und Säule,
und auch bei Mölln war ein Fall bekannt.

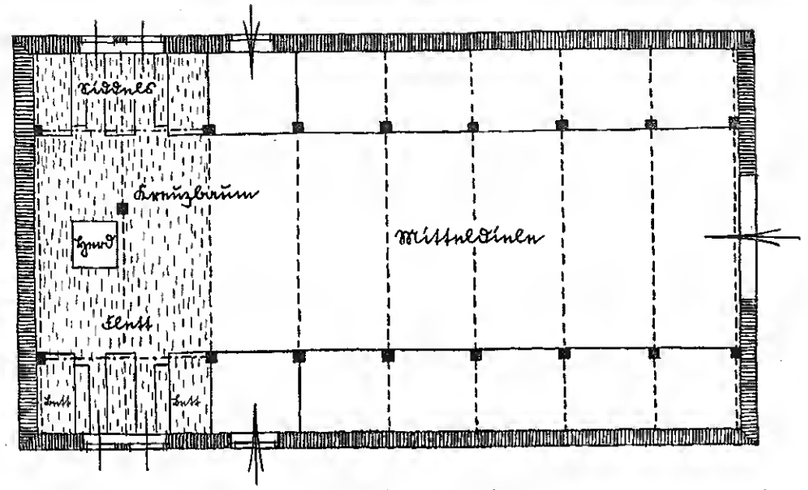
Auch das als „dithmarscher Bauernhaus" in Meldorf aufgestellte Altsachsenhaus aus Odderade, Kreis Süderdithmarschen zeigt im Fletbalken (1 m neben seinem nördlichen Auflager) ein Zapfenloch, das nach meiner Untersuchung nur auf das frühere Vorhandensein eines Kreuzbaumes zurückgeführt werden kann.

Wie Rhamm schon seinerseits bemerkte, beweist das Vorkommen in Ostenfeld als der nördlichsten Spitze des Sachsenhausgebietes, daß der Kreuzbaum dem Alt-Sachsenhaus-Gebiet zuzurechnen ist, von dem aus die sächsischen Stammeswanderungen und der Namen der Sachsen ausgegangen sind. In seiner Verbreitung hat er die Grenze Braunschweigs nicht überschritten, mithin können wir ihn als allgemein verbreitet in die Zeit zurückversetzen, ehe die Sachsen nach England gegangen waren. Dieses Land kennt zwar ein altsächsisches Haus, nicht aber das Niedersachsenhaus der späteren Entwicklung. Und der krüzbom ist als Fletsäule noch eindeutig an das alte Sachsenhaus gebunden.

Wie Skandinavien hat England früher vornehmlich das Firstdach gekannt, d. h. eine Dachkonstruktion ohne besondere Sparrengebinde, auf denen Querlatten und dann erst die Dachdeckung liegen. Vielmehr ist dicht unter dem First ein Firstbalken vorhanden, auf den von den Außenwänden oder -wällen des Hauses her — und zwar dicht an dicht — „Rosen oder Rafen" gelegt sind, die altnordisch „rapt(r)" heißen. Das sind einfache Hölzer, oft auch stärkere Äste usw., auf denen gleich die Dacheindeckung liegt. England kennt auch keine Sparren, sondern „raster", angelsächsisch „raester". Zur Unterstützung dieses Firstbalkens sind Säulen notwendig, die dann mitten im Haus stehen müssen. Ist der First nur kurz, so genügt nur eine Säule mitten im Haus, wie der „stapol" der Halle „heorot" (Hirsch) im Beowulflied oder der Eichbaum in der Halle des Königs Wolfe. Ist der First nur wenig länger, so müssen mindestens zwei Mittelstützen unter dem Firstballen vorhanden sein, von denen dann die eine mitten auf dem Flet zu stehen kommt. Die alten Dächer waren ja alle allseitig abgewalmt.

Die Lebenswichtigkeit derartiger Säulen, von denen das ganze Dach getragen wurde, brauchen wir nicht erst zu betonen. Wie sehr sie auch durch die Rechtsprechung schon im alten gemeingermanischen Recht geschützt waren, wissen wir aus dem oberdeutschen Hausgebiet durch die lex bajuvariorum und die lex alemannorum. Schon aus dieser Rechtsprechung heraus ist ihnen eine gewisse Heiligung erwachsen.

Als das Sachsenhaus sich entwickelte, als es statt des „Rosendaches" ein „Sparrendach" erhielt, entfielen Firstbalken und Mittelsäulen ganz. Nur auf die Fletsäule wollte man nicht ganz verzichten, da ihr inzwischen eine bestimmte symbolische Bedeutung zugefallen war. Worin dieselbe bestanden hat, wissen wir nicht. Aber wir können es an der Hand der anderen Schlüsse über heilige Hochsäulen wohl vermuten. Aus ihrer Bezeichnung als „Kreuzbaum" läßt sich natürlich nicht schließen, wie man es noch zur Zeit von Rhamm tun wollte, daß die ersten christlichen Mönche die Bauern gezwungen hätten, diese Kreuz-




Dreischiffiges Haus mit Kreuzbaum.

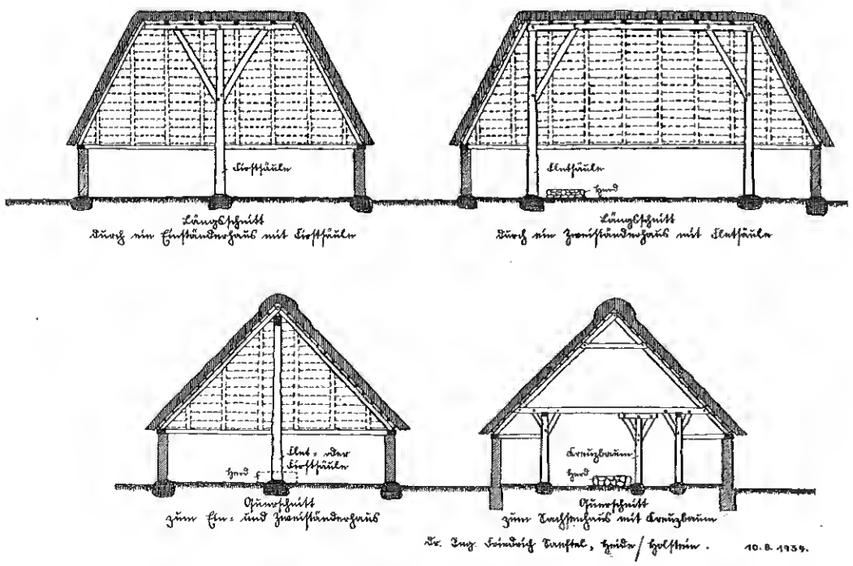



Abb. 2. Hochsäulen im altnordischen Haus

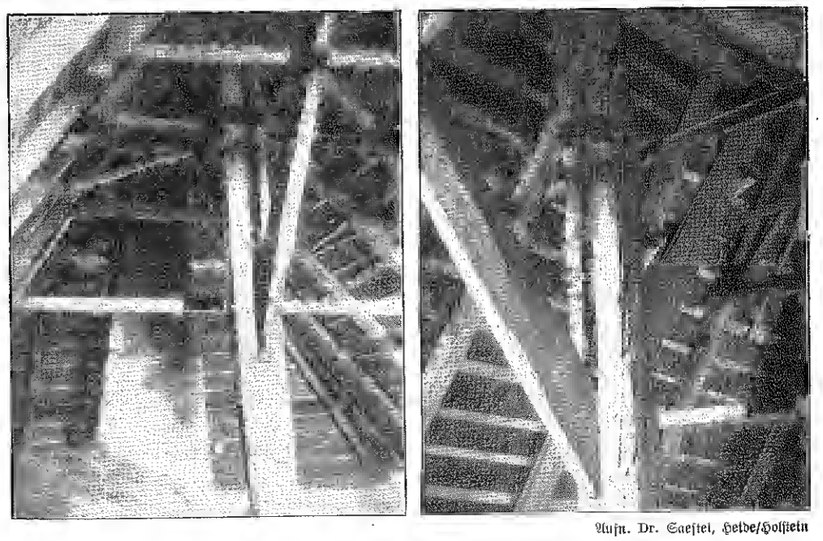
bäume auf ihren Hausdielen zum Zeichen des Sieges des Kreuzes über den Norden aufzustellen. Schon ein Vergleich mit dem „Kreuzbaum", der aus Drawehn, dem hannoverschen Elbslavengebiet bekannt ist, zeigt uns ihre gemeinsame altgermanische Herkunft. Neben dem Maibaum („Kronenbaum") wurde hier als zweites Jahresfest dieser Art



ein „Kreuzbaum" von allen Männern im Dorf gemeinsam im Wald gefällt und im Dorf aufgestellt, oben mit Kreuz und Hahn geziert. Wie nach der Überlieferung in ihm ein „Genius", die „stete des Kreuzbaumes" wohnte, so wird auch die Fletsäule nach jahrhundertlanger Verflechtung mit den ans Herdfeuer gebundenen Feiern und Brauchtümern eine starke symbolische Bedeutung erhalten, ja wird zuletzt schon eine mythische Ausdeutung erfahren haben. Ihr werden wir wohl am nächsten kommen, wenn wir die Fletsäule zunächst als Trägerin des Unsichtbaren über uns, dann als „Lichtträger" ansprechen.

Beachtlich erscheint uns, daß die Fletsäule als Kreuzbaum mit dem darüber gelegten Kopfholz keineswegs die Form eines „christlichen" Kreuzes aufweist, besonders dann nicht, wenn der untere Querarm ganz fehlt, wie es doch in einigen Fällen vorgekommen war. Sie ist viel eher als „Baum" anzusprechen. Wie in der Glaubensvorstellung die Weltesche das Himmelszelt trägt, so trägt der Kreuz-„baum" zeitlich zuletzt noch die Decke über dem Flet. Davor trug er aber als Fletsäule in meisterhafter Verflechtung zwischen technisch-konstruktiver Notwendigkeit und symbolischer Auswertungsmöglichkeit das ganze Dach des Hauses.

In einigen alten Kaufmannshäusern von Stralsund hatte Peßler den „Hausbaum" gefunden, einen gewaltigen Ständer, der von der großen Diele an durch alle Geschosse des Hauses hindurchging. Mit einem übergelegten Kopfholz, das durch zwei Kopfbänder gegen ihn abgestützt war, trug der Hausbaum den Dachboden. Auch er ist ein versprengtes Reststück aus dem alten nordischen Haus mit Rofendach.



Aufn. Dr. Saeftel, Heide/Holstein

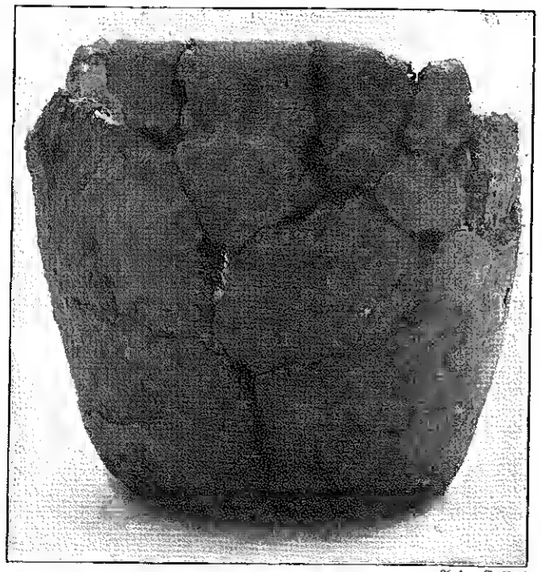
Abb. 3. Firstsäule in „Hoetjes Hus" bei Sieversfleth, Eiderstedt

Wir freuen uns, aus Eiderstedt noch einen seltsamen Einzelfall heranziehen und hier bringen zu können, der gleichfalls in diese Entwicklungsreihe gehört. Auch hier trägt ein solcher Hausbaum das ganze Dach. Mit seinem Fuß steht er zu ebener Erde auf einem Findling, und wenn er auch aus gebrauchtem Holz hergestellt ist, so muß bei seiner Aufstellung in diesem Haus um 1700 herum noch eine Restüberlieferung vom altnordischen Rofendach in dieser Gegend vorhanden gewesen sein. (Fortsetzung folgt.)

# Die Fundgrube

**Abdruck eines Gewebes aus der Eisenzeit**

Die Abbildung 1 zeigt ein Tongefäß aus den letzten Jahrhunderten v. Zw., gehoben im Herbst 1933 von Univ.-Prof. Dr. Andree-Münster in der Höhle „Hohler Stein" bei Callenhardt, Kreis Lippstadt i. W. Mit ihm zusammen wurden gefunden: ein Kamm oder Pferdestriegel (?) und Gewandhaften (Fibeln). Beim Reinigen der Scherben entdeckte Bildhauer Breitholz an verschiedenen Stellen Abdrücke eines Stoffgewebes — der Bekleidung der Töpferin, die den Topf mit der Hand geformt und ihn wohl mit der linken Hand an sich gedrückt hat, als sie mit der rechten ihn innen glattstrich. Abbildung 2 zeigt einen solchen Abdruck in 1¼facher Vergrößerung. Die betreffende Stelle liegt zu beiden Seiten des großen Risses, der von oben nach unten durch das Gefäß geht, etwa 1½ cm über dem Boden des Gefäßes in Abbildung 1. Das Gefäß ist aus gelblich-grau gebranntem Ton hergestellt, hat eine Höhe von 13,5 cm, und der Durchmesser beträgt von Außenrand zu Außenrand etwa 15 cm. Durch das Entgegenkommen Prof. Andrees ist es uns möglich, die bisher noch nicht veröffentlichte Urkunde unseren Lesern bekanntzugeben.



Aufn. Suffert

Abb. 1

Aufn. Suffert

Abb. 2



**Isländische Sprachpflege.** Wohl nirgends steht die Sprachpflege auf einer so hohen Stufe wie bei dem nördlichen Zweig der Germanenfamilie, den Isländern. Dort wird noch die Sprache der Edda verstanden und (wenn auch mit geringer Abweichung) gesprochen. Das ist ungefähr so, wie wenn wir Deutschen noch die Sprache des Hildebrand- oder Atliliedes zur Muttersprache hätten. Diese Widerstandskraft der klassischen Sprache des altisländischen Heldenzeitalters ist ohne Beispiel in der abendländischen Kulturwelt. Wohl war Islands geographische Lage ein mächtiger Schutz gegen die Latinisierung im Mittelalter, und die geringe Zahl der Sprecher (heute 102 000) hindert das Zerfallen in Dialekte. Trotzdem war eine große Energie erforderlich, um die Sprache der Ahnen zu erhalten, als der altisländische Freistaat zugrunde ging und die Dänenherrschaft jahrhundertelang schwer auf dem Lande lastete. Wie die Geschichte lehrt, verursacht Fremdherrschaft eigentlich immer eine mehr oder minder starke Trübung und Veränderung, wenn nicht gar die Vernichtung der Muttersprache.

Unter der Dänenherrschaft wurde der isländische Bauer arm, sehr arm, aber den Brauch, die langen Polarnächte mit Lesen und Vorlesen der Sagas auszufüllen, hat er nie fallengelassen. In dieser Notzeit wurden die Sagas und die Lieder der Edda zum völkischen Heiligtum, und die Reinhaltung der Ahnensprache aus einer glücklicheren Zeit ist heute eine fromme Verpflichtung. Mag der Isländer über die Priester spotten und die Kirche ihm gleichgültig sein, seiner Sprache aber steht er mit einem tieffrommen Empfinden gegenüber. Durch sie ist er aufs lebendigste mit einer Zeit verwurzelt, als das ausklingende germanische Heldentum noch einmal stark, tief und rein aufglühte.

Eine neue Gefahr für die isländische Sprache tauchte auf, als vor etwa 50 Jahren auch Island den Anschluß an den mächtig ausstrebenden Welthandel und Weltverkehr fand und die wirtschaftlichen und politischen Elendsjahrhunderte beendete. Jetzt kam mit der Technik, der modernen Wissenschaft und den sie begleitenden internationalen Ideen eine Fülle von Fremdwörtern, eine Art internationaler Sprache auf, die sich in allen übrigen europäischen Sprachen einnistete. Doch auch der Zivilisation trotzt die isländische Sprache erfolgreich. Jedem Fremdwort, jedem Modewort wird Fehde angesagt. Der Isländer nimmt lieber alle Nachteile dieses unbedingten Festhaltens an der Sprache der Sagas in Kauf, der isländische Student, der von der ausländischen Hochschule kommt, prägt sich nochmals die ganzen Fachbezeichnungen (die sonst international gebräuchlich sind und nur der jeweiligen Schreibweise und Aussprache angepaßt werden) auf isländisch ein. Der Staat selbst sorgt für Grammatiken und Wörterbücher. In einer Zeit, wo „Rationalisierung" und Namenkürzungen Trumpf sind, ist die Sprache eines Njal und Snorri, einer Gudrun und Bergthora mit ihrer Liebe für Umschreibungen und dem Formelreichtum höchst unpraktisch. Aber hier siegt die Achtung vor der völkischen Eigenart über alle Bequemlichkeit, über alle Modernisierungsgelüste. Mag die Zivilisation das ganze isländische Leben überkrusten, an seine Sprache läßt der Isländer sie nicht herankommen. Jede technische Erfindung, jeder neue Begriff wird auf isländisch umgetauft.

Dieser Vorgang spielt sich ungefähr so ab: ein paar gescheite Männer, die sog. „Wortschmiede", lassen sich den neuen Gegenstand vorführen, sagen wir einmal ein Grammophon. Von diesen modernen Skalden erhält dann das Kind den Namen. In dem Falle des Grammophon einigte man sich auf die sehr treffende Bezeichnung „Schreiteufel". Noch ein paar andere Beispiele: das Auto erhielt den Namen „bifreidh", was auf deutsch „Zitterwagen" heißt, Elektrizität wird zu „Bernsteinkraft", was es eigentlich auch heißt, für Konzert setzt man „Tonspiel", für Klavier steht „Schlagharfe", der Sarg ist eine „Leichenkiste" und der Sozialdemokrat ein „Gleichmachermann". Der Sprechspieltrieb der Skaldennachkommen verrät sich in Umbenennungen wie: „Innenkraftbewegung" für Sport, „Menschenstachel" für Sporen usw. Aber auch selbst geographische Namen werden von der Umwandlung betroffen: „frakki" ist ein Franzose und hinter „Thjodverji" ist ein Deutscher zu suchen.

Mancher wird dieser fanatische Wille zur Reinhaltung der Sprache als eine eigen isländische Schrulle bezeichnen, doch sollte der Minderheitenkampf im europäischen Völkerleben die nie zu überschätzende Bedeutung der Sprache zur Erhaltung des Volks- und Rassebewußtseins jedem denkenden Menschen offenbart haben. Wenn Mussolini in Südtirol einen so energischen Vernichtungskampf gegen die deutsche Sprache führt, dann geht er von der ganz richtigen Erkenntnis aus, daß die Muttersprache die stärkste völkische Bindung ist.

Die isländische Sprachpflege bedeutet uns neben der Erhaltung altgermanischen

Sprachgutes vor allem die Rettung eines Geistesgutes aus heidnisch-germanischer Zeit über die römische Missionierung hinweg und ermöglicht uns den denkbar anschaulichsten Einblick in das Lebensgefühl und den Lebenswillen unserer heidnischen Vorfahren. Die germanisch-heidnische Wiedergeburt führt über die Kunde der Sagas aus Alt-Island; daß diese uns erhalten blieben und neues Leben zu erwecken vermögen, danken wir dem isländischen Bauernburschen und Bauernmädel, die heute noch die Edda im Urtext lesen und ihre tiefe Freude haben an den Liedern, die von Sigurd, Hamdin und Wieland erzählen. Den jungen Isländern werden statt der land- und blutsfremden Gestalten des Alten Testamentes, Leben, Handeln und Sterben der Sagageftalten eingeprägt, die auf gleicher Scholle wie sie den Lebenskampf zu führen hatten, und deren Blut sie erbten. Für unser Streben nach Sprachreinigung ist die isländische Sprachpflege geradezu vorbildlich. Hier ist ein praktisches Beispiel eines artverwandten Volkes gegeben, wie man Fremdwörtern auf den Leib rückt und eine Sprache reinhält. In diesem Punkte können und wollen wir auch von Neu-Island lernen.

Karl Rosenfelder.

**Neues zum Heliandichter.** In den Versen 1368—1373 des Heliand heißt es nach Paul Herrmann (Neclam): „Wer aber abfällt, die Lehre verläßt, die er leisten soll, der gleicht dem Salz, das am Meeresgestade weithin zerstreut liegt, denn wenig taugt es, der Fuß der Leute des Volkes zertritt es, wenn es drüber wandelt." Diese Heliandstelle setzt eine Art Salzgewinnung voraus, bei der man das Meerwasser in Mulden einströmen und verdunsten läßt. Da die Evangelien dieses Bild nicht bieten, muß es Zutat des Heliandichters sein. Das hat, wie Otto Bernsdorf in der Zeitschrift „Niedersachsen" mitteilt, Prof. Böckelmann auf folgende Vermutung gebracht. Adalhart, einer der Gründer des Klosters Corbey, wurde nach Ludwig des Frommen Tode eine Zeitlang nach Heri, der heutigen Insel Noirmoutier an der Loire-Mündung verbannt. Dort gewinnt man seit alters Salz aus dem Meere auf die oben erwähnte Weise. Der Heliandichter muß sie gekannt haben. Daraus folgert Böckelmann, daß ein Schüler oder Gesellschafter Adalharts den Heliand verfaßt haben könnte. Denn Adalhart ist der Lehrer vieler Söhne des sächsischen Adels gewesen. Haben vielleicht gar der Lehrer und sein Begleiter die unfreiwillige Muße der Verbannung mit der Abfassung des Gedichtes ausgefüllt? Es ist ja schon längst vermutet worden, daß dem eigentlichen Sänger des Heliand, der ein angesehener sächsischer Volksdichter gewesen sein soll, der Stoff seines Werkes durch die mündlichen Mitteilungen eines Geistlichen übermittelt worden sein mag. Dafür spricht der Umstand, daß der Sänger sich immer nur auf das Hörensagen, aber niemals auf schriftliche Quellen beruft.

Edmund Weber.

# Die Bücherwaage

Beyer, Dr. Paul Gerhardt, **Eddalieder — Eddasprüche.** Sagen von Helden und Göttern. Mit einem Titelbild. 64 Seiten. Hirts deutsche Sammlung, Gruppe 54, Bd. 7. Geh. 0,50 RM., in Leinen 0,85 RM.

Die Selbstbesinnung auf die Grundlagen deutscher Art kann nicht anders als der nordischen Edda einen größeren Wirkungsbereich als bisher in der Schule zu erschließen. In den Dienst dieser Ausgabe stellt sich unser Studiendirektor Dr. P. G. Beyer mit obiger Auswahl aus der Lieder-Edda. Sie bringt Proben aus allen Gattungen der Eddadichtung: Heldenlieder, Götterfagen und Sprüche. Was dem Heft seine besondere und eigene Note gibt, ist der Umstand, daß Beyer absichtlich eine sich eng an den Wortlaut des Urtextes klammernde Verdeutschung gemieden hat. Vielmehr sucht er durch eine Gestaltung, die sich von der überlieferten Form löst und mit den Ausdrucksmitteln unserer heutigen Sprache arbeitet, die Edda einem größeren Leserkreis nahezubringen. Dazu faßt er in dem Urtext verstreute Angaben zu geschlossenen Einheiten zusammen, wie z. B. die Yggdrasil-Verse, und verschmilzt sie zu einem harmonischen Ganzen. In hervorragend geschickter Weise werden Erklärungen so in den Wortlaut verwoben, daß sie dem Leser ganz unauffällig den Sinn erschließen. Als Beispiel seien hier die Verse über die Namen der drei Nornen angeführt: „Wurd, was einst war, und Skuld, was einst wird, und wirkend, was ist, Werdand die dritte." Das ist eine freie Übertragung des Urtextes, die aber trotz der Zutaten des Verfassers an Knappheit der Worte dem altnordischen Vorbild wesensverwandt ist. P. G. Beyers starke musikalische und dichterische Veranlagung hat ihn eben befähigt, seiner neuhochdeutschen Nachdichtung viel von der Wucht und dem straffen Schritt der Vorlage mitzugeben. So ist es nicht verwunderlich, daß schon so kurze Zeit nach dem Erscheinen des Heftes aus Schulkreisen zahlreiche Stimmen laut geworden sind, die da sagen: „Beyers Auswahl bietet das, was wir für unsere Jungen und Mädel brauchen."

Edmund Weber.

Fronemann, Wilhelm, **Armin der Cherusker.** 1.—3. Tausend. Buchschm. von Karl Mahr. Leipzig, Franz Schneider (1934). 95 Seiten mit Abb. 8° (F). Hlw. 1,80 RM.

Dieses Buch verfolgt weder wissenschaftliche Zwecke, noch will es als Dichtung gewertet sein, sondern lediglich als „Darstellung mit dichterischen Mitteln", die den wahrscheinlichsten Tatbestand als die Wahrheit hinstellt. Es ist für die Jugend und für weitere Volkskreise bestimmt. Dem Buche, dessen Ausstattung recht gut ist, sind beigegeben eine Anzahl klarer Pläne, eine übersichtliche Zeittafel und unauffällige Erläuterungen, die den Fluß der Erzählung keineswegs stören. In der Zeittafel möchten wir aber die Bezeichnung „Römisch-germanische Geschichte" geändert sehen, denn wir haben heute einen anderen Standort der Betrachtung, wir sehen die germanische Geschichte nicht mehr von Süden her. Zimbern wäre durch Kimbern zu ersetzen; aus Zimbern hätte sich nimmermehr der Name des dänischen Bezirkes Himmerland entwickeln können (jener Name, der uns zeigt, daß keineswegs das ganze Volk ausgewandert ist!). Die Ableitung des Namens „Germanen (Erläuterung 5) scheint uns sehr fraglich, und wir möchten uns eher Kluges Ausführungen anschließen. Das sind Einzelheiten, die bei einer Neuauflage leicht geändert werden können, und wir bemerken ausdrücklich, daß Fr. in der Auffassung der Externsteine und des Hofes in Osterholz sich an W. Teudt anschließt. Jugend- und volkstümliche Darstellung dürfte gelungen sein: „ein abgerundetes Bild jenes Geschichtsabschnittes, aus dem uns das Leben jener Zeit warm und leidenschaftlich entgegenschlägt". Der Verfasser läßt es sich u. E. durch seine Zurückhaltung gegenüber Thusnelda allerdings entgehen, das Menschlich-Tragische im Leben Armins für jene Wärme und Leidenschaftlichkeit fruchtbar zu machen.

F. Friedrich.

Ekkehardus I. Sangallensis. — **Walthari (Waltharius).** Ein deutsches Helden- und Liebeslied der Völkerwanderungszeit. Lat. überliefert durch Ekkehard von St. Gallen (Ekkehardus I. Sangallensis). Hrsg. u. in deutsche Prosa übertr. von Dr. Herbert Ronge. Mit 18 hist. Abb. auf 12 Taf. (1.—3 Tsd.), München, Heimeran (1934). 107 S. Kl.-8° (F. u. Ant.). 2,50 RM., Lw. 3,30 RM.

Wenn Scheffel das Lied von Walter Starkhand auch fälschlich Ekkehard II. zuschreibt, richtig bleibt doch, was er über das Lied selber sagt:

„Er hat brav gesungen, unser Ekkehard, und sein Waltharilied ist ein ehrwürdiges Denkmal deutschen Geistes, die erste große Dichtung aus dem Kreis heimischer Heldensage, die trotz verzehrendem Roste der Zeit unversehrt der Nachwelt erhalten ward. Der Geist großer Heldenzeit weht darin, wild und fast schaurig, wie Rauschen des Sturmes im Eichwald, es klingt und sprüht von Schwerteshieb und zerspelltem Helm und Schildrand ein Erkleckliches und ist von minniglichem Flötenton so wenig zu verspüren als von angegeistertem Schwatzen über Gott und die Welt und sonst noch einiges: riesenhafter Kampf und riesenhafter Spaß, altes Recktentum in seiner schlicht fürchterlichen Art, ehrliche fromme schweigende Liebe und echter dreinschlagender Haß, das waren Ekkehards Bausteine; aber darum ist sein Werk auch gesund und gewaltig geworden und steht am Eingang der altdeutschen Dichtung, groß und ehrenfest, wie einer jener erzgewappneten Riesen, die die bildende Kunst späterer Zeiten als Torhüter vor der Paläste Eingang zu stellen pflegt."

Die vorliegende Ausgabe stellt dem lateinischen Text — anders ist das Lied ja nicht erhalten — Seite für Seite eine deutsche Übersetzung in ungebundener Rede gegenüber. Sie ist wegen der größeren Biegsamkeit einer gebundenen Form für den vorzuziehen, dem es auf den genauen Wortlaut ankommt. Der Druck, dem lehrreiche Tafeln beigegeben sind, ist, wie man es bei den Erzeugnissen des Verlages Heimeran gewohnt ist, sehr sorgfältig.

S.

**Schwerttanz und Männerbund.** In Kürze beginnt im Bärenreiter-Verlag, Kassel-Wilhelmshöhe, mit Unterstützung des Reichsbundes Volkstum und Heimat, sowie der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und der österreichisch-deutschen Wissenschaftshilfe ein Werk über „Schwerttanz und Männerbund" von Richard Wolfram in Lieferungen zu erscheinen.

Zwei Bände, reich mit Bildern und Noten ausgestattet, in 5, höchstens 6 Lieferungen zu je 7 Bogen (Text, Bilder und Noten). Wesentlich ermäßigter Vorbestellungspreis für jede Lieferung 4,80 RM. Einbanddecken für Band I und II je 2 RM.

Wir weisen nachdrücklich auf die große Bedeutung dieses Werkes hin. Die steigende Anteilnahme am germanischen Altertum, an der eigenen deutschen Volksüberlieferung, am angestammten Brauchtum hat in den letzten Jahren und Jahrzehnten eine Hochflut von Veröffentlichungen auf diesen Gebieten veranlaßt, die aber nicht immer wissenschaftlich zuverlässig waren. Die humanistischen Vorurteile der amtlichen Forscher hatten diese vielfach blind gemacht für die Überlieferungsschätze des eigenen Volkes. Volkstumsforschung blieb Liebhabern überlassen, die zum Teil Bahnbrechendes und Hervorragendes leisteten, zum Teil aber auch verworrenen Unsinn zutage förderten. Richard Wolframs Werk ist ein Anzeichen dafür, daß wir endlich einer Forschungsperiode entgegengehen, in der es gelingt, wissenschaftliche Gediegenheit und völkische Leidenschaft zu verbinden. Auf langen Reisen hat Wolfram den Stoff zusammengetragen zu seinem Werk, das gleich wichtig ist für die wissenschaftliche Volkstumsforschung, wie für die praktische Volkstumsarbeit. Wolfram zeigt an einem überwältigenden Belegmaterial die bisher ungeahnte Bedeutung wehrhafter Kultbünde in der ganzen deutschen und europäischen Geschichte. Mitten im scheinbar völlig zivilisierten und erstarrten Europa weist er Gestaltungskräfte und Kultformen einer heroischen Lebenshaltung auf, die aus germanischer Zeit bis in die Gegenwart lebendig hereinragen. Erstaunliche Zusammenhänge gehen uns auf und die Forderung, unsere gesamte Geschichte neu zu erfassen vom bislang geleugneten germanischen Grunde aus, erscheint nicht mehr als Utopie.

Der zweite Band des Werkes bringt genaue choreographische Beschreibungen von 30 deutschen Schwert- und Reiftänzen und ist damit ein unentbehrliches Quellenwerk für die Jungmannschaft, die seit einiger Zeit den germanischen Schwerttanz in Pflege genommen hat.

Die Arbeit Richard Wolframs berührt sich vielfach mit den Untersuchungen Otto Höflers, über dessen bedeutsames, kürzlich erschienenes Werk („Kultische Geheimbünde der Germanen") wir noch ausführlich berichten werden. Dr. Otto Huth.

# Zeitschriftenschau

## Neue Forschungswege

Wilhelm Witter, **Über vorgeschichtliche Metallgewinnung in Mitteldeutschland.** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit, Verlag Kabitzsch-Leipzig. 10. Jahrg., Heft 7, 1934. Es ist selbstverständlich, daß der Mensch nur da auf den Gedanken der Verwendung von Metallen, zunächst des Kupfers, gekommen sein kann, wo ihm die Natur diese Gaben darbot. Vielfach ist die Ansicht vertreten, daß die Kenntnis der Kupferverarbeitung sich von Kleinasien her über die Bandkeramik nach Mitteleuropa verbreitet habe, andere nehmen Spanien, andere Ungarn oder alle drei Gebiete etwa gleichzeitig als Entdeckungsland an. Deutschland selbst ist in den Kreis dieser Betrachtungen bisher kaum gezogen worden. Nunmehr hat der Verfasser, selber Bergbaufachmann, das mitteldeutsche Gebiet in bezug auf sein Kupfervorkommen, insbesondere auch in vorgeschichtlicher Zeit untersucht, und kommt zur Abgrenzung von sechs Bezirken, in denen das Kupfer rein und in Verbindungen zutage trat, und zunächst sogar ohne bergbaulichen Betrieb gewonnen werden konnte. Bemerkenswert ist das Thüringer Becken um Saalfeld, Blankenburg und Ranis, das die bedeutendste Rolle in der Vorzeit gespielt zu haben scheint. Das Kupfer tritt hier mit Beimengungen von Silber, Antimon und ganz geringen Beigaben von Zinn auf, die sich auch in den dortigen Fundstücken und vorgeschichtlichen Schlacken im gleichen Hundertsatz nachweisen ließen. Die größere Härte dieses Kupfers scheint früh erkannt und daraus die Bedeutung dieses Erzgebietes erwachsen zu sein. — Besondere Bedeutung für die Erfindung der Bronze hat das Vogtland. Hier kommen Zinn und Kupfer gemeinsam vor, so daß schon beim Einschmelzen des gewonnenen Erzes eine natürliche Bronze entstehen konnte. Da der Zinnstein zugleich auch gesondert vorkommt, so sind alle Vorbedingungen gegeben, die zur Entdeckung der besser nutzbaren Bronze führen konnten. — Im hessischen Gebiet, in dem die Kupferschieferlager anstehen, sind seit langem Spuren uralten Bergbaues bekannt. Wenn diese anderswo fehlen, dann deshalb, weil sich jene Gebiete seit Jahrtausenden in Kultur befinden, und deshalb derartige Spuren leicht verwischt sein können. — Jedes dieser Gebiete zeigt gewisse Besonderheiten in der Zusammensetzung der Erze. An Hand dieser Erkenntnis werden nunmehr die vorgeschichtlichen Fundstücke einer spektralanalytischen und möglichst aus chemischen Untersuchung unterzogen, wodurch sich ihre Herkunft einwandfrei nachweisen läßt. Wir dürfen also sagen, daß die Verwendung der Metalle auch in unserem mitteldeutschen Gebiet selbständig entdeckt worden ist. / Alfred Schmidt, **Chemische und physikalische Untersuchungsmethoden im Dienste der Vorgeschichtswissenschaft.** Ebenda. Der Aufsatz schildert in anschaulicher Weise auf den verschiedensten Gebieten, daß der Einsatz der neuzeitlichen Forschungsweisen der Naturwissenschaften auch auf dem Gebiete der Vorgeschichtsforschung Rätsel zu lösen mag, die sonst in keiner Weise zugänglich sind, und fordert mit Recht eine enge Zusammenarbeit überall da, wo Physik und Chemie im Dienste der Vorgeschichte nutzbringend einzugreifen vermögen. / Karl Waller, **Neue Forschungswege durch die Untersuchung der Leichenbrände.** Ebenda. Bisher bedeuteten Zeiten des Leichenbrandes immer empfindliche Lücken in unserer Kenntnis der Rassengeschichte. Nunmehr hat ein Arzt, Dr. med. Krumbein in Nordhorn, eine Möglichkeit gefunden, auch aus dem Leichenbrand Alter und Geschlecht zu bestimmen und in gewissem Maße auch rassische Schlüsse zu ziehen. Der Verfasser hat diese Forschungsweise zunächst im Gebiet der Unterelbe erprobt, wo bekanntlich die Langobarden Männer- und Frauenfriedhöfe getrennt anlegten, die Chauken dagegen z. B. gemeinsam bestatteten. Die hohe Bedeutung dieser Entdeckung ist unbestreitbar; wären wir doch auch bei Brandbestattung dann in der Lage, Rassen- und Stammesgrenzen näher abzugrenzen als bisher.

## Zur geistigen Kultur der Germanen

E. G. Troche, **Kunst und Rasse des Nordens. „Volk und Rasse."** Verlag J. A. Lehmann-München, Heft 1, 1935. In seinen stilkritischen Untersuchungen im wesentlichen auf Adama van Scheltemas Buch „Die altnordische Kunst" fußend, legt der Verfasser dar, daß die Triebfeder jeglicher Leistung im Norden eben von jeher die nordische Rasse gewesen ist. Scheltemas Untersuchungen auf dem Gebiete der Kunst, die in der Frühzeit durchaus Sachkunst ist, lassen den Gesichtspunkt der Rasse völlig außer acht und dürfen gerade deshalb als wertvollste Bestätigung dieser rassischen Erkenntnis gewertet werden. / Carl Clemen, **Die nordischen Felszeichnungen und die germanische Religion.** Forschungen und Fortschritte. Berlin, 11. Jahrg., Heft 1, 1935. Verfasser bezweifelt — nein, stellt in Frage, ob sich zwischen den bekannten nordischen Felszeichnungen und den religiösen Vorstellungen der Germanen überhaupt Beziehungen nachweisen lassen. Es kämen doch auch anderswo, auf nichtgermanischem Gebiet, ähnliche Vorstellungen vor, und die Indogermanen ... — Er übersieht offenbar die weite Ausbreitung der Indogermanen und damit ihres Geistesgutes, und für den Norden die Tatsache, da wir hier, wo wesentliche rassische Veränderungen nicht in Frage kommen, das Verhältnis von Indogermanen zu Germanen etwa als das des Vaters zum Sohne bezeichnen dürfen.

Hertha Schemmel.

**Der Naturforscher.** In Heft 8 des 11. Jahrgangs (November 1934) berichtet Dr. Ernst Frickhinger-Nördlingen über sehr bemerkenswerte Entdeckungen gelegentlich einer Grabung bei Nähermemmingen, Bezirksamt Nördlingen. Eine steinzeitliche Siedlung der sogen. Spiral-Mäander-Kultur, die der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Zw. angehört, gab eine reiche Ausbeute an Gefäßen und Werkzeugen, aber nicht sie sind das Wichtige, sondern zwei Tonscherben, von denen der eine außen, der andere innen von einer kohligen, fettig glänzenden Masse bedeckt war. Diese Masse wurde von Prof. Dr. Grüß-Berlin untersucht, der auf diesem Gebiete sich eine geradezu einzigartige

Erfahrung angeeignet hat. Die chemisch-mikroskopische Untersuchung der Reste auf dem einen Scherben ergab den erstmaligen, wohl fast zweifellosen Nachweis einer Bierbereitung in der jüngeren Steinzeit. [Vgl. den Beitrag „Bier" von Edward Schröder im Reallex. d. german. Altertumskunde I (1911—13), für die kultische Bedeutung des Bieres insbesondere den Beitrag von Ed. Hahn im Reall. d. Vorgeschichte II (1925) und die weiteren Hinweise im Schlagwortverzeichnis zu diesem Werke (XV) und schließlich noch: Grüß, Zwei altgermanische Trinkhörner mit Bier- und Metresten (Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Nummer 6, 1932).] In der dem zweiten Scherben anklebenden Masse waren nachzuweisen Reste von Emmer, Ackerbohne (Vicia faba), Gerste und ein Bruchstück von einem Rinderhaar. Es handelt sich um eine Rasse mit wolligem Haar, dessen Wandungen dünn sind, während die gegenwärtig lebenden Rinderrassen borstiges Haar mit dicker Wandung haben.

Aus diesen Feststellungen ergibt sich eine wichtige Mahnung, die übrigens auch in Halle (1. Tagung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte) von Dr. Schmidt-Nürnberg eindringlich ausgesprochen wurde. Man vermeide bei Funden von Gefäßen und Scherben die überstürzte und „gründliche" Reinigung, denn dabei können natürlich derartige Reste, die oft nur in Spuren vorhanden sind, rettungslos verlorengehen. Suffert.

**„Der Norden"**, Monatsschrift der Nordischen Gesellschaft Verlag Wilhelm Limpert, Dresden-Berlin, Jahrg. 12, Heft 1, 1935 (RM. —.75), bringt u. a. einen sehr guten Aufsatz über die wichtige Ausstellung im Industriemuseum Neumünster. Dort hat der Museumsleiter, Kunstmaler Schlabow, in jahrelanger Arbeit das Material, das uns die dänischen Baumsarg-funde über die germanische Tracht der Bronzezeit überliefert haben, werkgerecht nachgebildet. Der Aufsatz bringt genaue Angaben über Webetechnik und Webstoffe und trägt hoffentlich sehr dazu bei, das Märchen von den Bärenfellen und dem Barbarentum der Germanen zu beseitigen.

Um die einheitliche nordische Arbeit in Deutschland zu sichern, hat die Nordische Gesellschaft als wichtigste Trägerin dieser Arbeit mit fast allen maßgebenden Groß-Organisationen in Deutschland Abkommen zur Sicherung freundschaftlicher Zusammenarbeit getroffen, u. a. auch mit dem Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte.

# Vereinsnachrichten

## Eine bemerkenswerte Klarstellung

Am 22. Januar 1935 hielt Dr. Stieren-Münster in Paderborn einen Vortrag über den „Neuesten Stand der Vorgeschichtsforschung in Westfalen". Es erschien darüber in einer Anzahl westdeutscher Zeitungen ein Bericht, überschrieben „Ein bemerkenswerter Vortrag", „Bemerkenswerte Feststellungen" oder ähnlich. Dieser Bericht enthielt folgenden Satz:

„... Erwähnt verdient ferner zu werden die Abrechnung mit den Männern, die im Oesterholz ein von 1850 vor Christus stammendes Planetarium gefunden zu haben glaubten, während nach Dr. Stieren die heutige Forschung dieses Gebäude als der jüngeren Geschichte angehörend zu betrachten hat" ...

Dieser Satz ist unsinnig. Die Ehre, ein Planetarium in einem Gebäude auf Oesterholz entdeckt zu haben, verbleibt dem Berichterstatter. Wir haben eine Erwiderung veröffentlicht, in der wir die Angelegenheit richtiggestellt und vor allem auf die Ergebnisse der Vermessung hingewiesen haben, die im vergangenen Sommer von dem Astronomen Univ.-Prof. Dr. Hopmann durchgeführt worden sind.

Auf Grund der Erwiderung hat uns Dr. Stieren einen Brief übersandt, aus dem wir zur Klärung folgende Mitteilung über seinen Paderborner Vortrag wiedergeben:

„In einem etwa zweistündigen Vortrage habe ich über den ‚Neusten Stand der Vorgeschichtsforschung in Westfalen' gesprochen. In wenigen Sätzen von insgesamt einer Minute Dauer etwa habe ich die Frage des Sternhofes Oesterholz gestreift.

Der Ausdruck ‚Planetarium' für Oesterholz ist die Erfindung eines Berichterstatters. Ich habe ihn nicht gebraucht.

Ich habe ausdrücklich in Paderborn betont, daß ich es ablehne, mich über die Externsteine-Frage in diesem Augenblick zu äußern. Es müßte der amtliche Grabungsbericht abgewartet werden. Daß bei den Externsteinen eine germanische Kultstätte vorhanden gewesen sei, hielten wohl alle deutschen Vorgeschichtler für wahrscheinlich. Das ist das Wesentliche, wenn nicht alles, was ich in Paderborn gesagt habe."

Wir freuen uns besonders über die Mitteilung, daß wohl alle deutschen Vorgeschichtler es für wahrscheinlich halten, daß an den Externsteinen eine germanische Kultstätte vorhanden gewesen sei. Es sind also wohl die Zeiten vorbei, daß Fachprähistoriker von einem Observatorium auf einigen aufgetürmten Findlingsblöcken sprechen können.

**Unser Mitglied,** Museumsdirektor Dr. h. c. Karl Rademacher, Köln, verschied in der Nacht zum 29. Januar im 76. Lebensjahre. — Am 2. Hornung verstarb in Halle der Leiter der Landesanstalt für Volkheitskunde, Univ.-Prof. Dr. Hans Hahne im Alter von 59 Jahren. —

Wir werden einen ausführlichen Nachruf bringen.

**Ortsgruppe Groß-Berlin.** In der Ortsgruppe Berlin hat ein Wechsel in der Leitung stattgefunden. Der bisherige verdienstvolle Leiter derselben, Studienrat E. Weber, Spandau, der in zielbewußter Arbeit die Ortsgruppe neu aufgebaut hat, sah sich aus Gesundheitsgründen gezwungen, von seinem Posten zurückzutreten. Er legte in der am 4. Hornung im „Franziskaner" stattgefundenen Mitgliederversammlung sein Amt in die Hände seines Nachfolgers, des Pfarrers i. R. H. Falck, Berlin-Friedenau, der namens der Mitglieder dem bewährten bisherigen Führer den wärmsten Dank für seine der Sache geleisteten Dienste aussprach und daran die Bitte knüpfte, daß er dem neuen Leiter auch fernerhin mit seiner großen Sachkenntnis zur Seite stehen möchte. Den Vortrag hielt an diesem Abend der neue Vorsitzende selbst über die Ausgrabungen an den Externsteinen. In großen Zügen schilderte er den Stand der bisherigen Ausgrabungen, die bereits recht wichtige Ergebnisse gezeitigt haben und weitere erhoffen lassen. Er schloß mit dem Hinweis, daß auch diese neuesten Forschungen wieder erwiesen haben, wie falsch der Satz einer veralteten Schulmeinung: „Ex oriente lux" ist, und wie an dessen Stelle jetzt die Erkenntnis getreten ist: „Aus Norden bricht ein heller Schein." Eine recht angeregte Aussprache hielt die Anwesenden noch lange beisammen.

**Hagen.** Die Jahresarbeit begann am 12. Januar mit einem Vortrag des neuen Museumsleiters Dr. Bruns, durch dessen Berufung die vorgeschichtliche Arbeit in Hagen ganz entscheidend gefördert wird. Seine Ausführungen über „Die gegenwärtige Lage der Vor- und Frühgeschichtsforschung" stellten die Bedeutung der Forschungen Wilhelm Teudts heraus und die Notwendigkeit der Laienforscher, die in freundlicher Gemeinsamkeit mit der wissenschaftlichen Forschung die noch nicht überwundene „mittelmeerische" Richtung zu bekämpfen habe. Er ging auf die geschichtlichen Irrwege der Vorgeschichtswissenschaft ein, die durch den falschen römischen Ausgangspunkt entstanden sind, und zeichnete die besonderen völkischen Arbeiten der Hagener Laiengruppe auf: 1. Flurnamenforschung nach dem Vorbilde des Pfarrers Prein-Hohenlimburg, 2. Beachtung und Pflege der reichen germanischen Überlieferung in Volksfesten und -bräuchen. 3. Überprüfung der Märchen, Sagen, Lieder und Kinderverse auf ihren altgermanischen Ursprung und Gehalt. Dazu komme für die Laienschaft die Aufgabe der sorgfältigen Sammlung aller Überlieferungen in alten Kapellen und Krypten der romanischen und frühgotischen Kirchen, und als besonders wichtig die Sammlung der Flurnamen des Kreises Hagen, das Anfertigen von Flurnamenkarten für die einzelnen Gemarkungen des Stadtbezirkes, sowie ferner eine archäologische Bestandsaufnahme. Auf diesen Karten sollten sämtliche noch im Boden erhaltene Denkmäler und alle jemals dort gefundenen vorgeschichtlichen Gegenstände genau eingetragen werden.

Das Museum wird unter Inanspruchnahme der Mitarbeit aller diese Arbeiten planmäßig in Angriff nehmen, ebenso die Grabungen des letzten Jahres fortführen.

Die zahlreichen Zuhörer nahmen die bedeutungsvollen Ausführungen mit warmer Anteilnahme auf. In der Aussprache wurde vereinbart, die Arbeiten der bedeutendsten Forscher dieses Gebietes als Schulungsvorträge darzubieten, um eine sichere Grundlage für die Laienarbeit zu schaffen.

**Osnabrück.** Die Ortsgruppe konnte ihren Freunden am 26. Januar wieder einen Vortrag von Dr. Kadner, Berlin, bieten, der in einem tief angelegten Vortrag „Die Rasse als Maßstab der Vorgeschichte und Geschichte" nachwies, wie rassische Vermi-

schung Volksuntergang herbeiführt. Er fußte auf dem 11. Hauptstück des Buches „Mein Kampf". Die lebensgesetzliche Erkenntnis, von der der Nationalsozialismus ausgehe, sei das Natürliche der Rasse. — Die germanische Kulturhöhe wegen fehlender steinerner Überlieferungen leugnen zu wollen, ist ein Trugschluß, da ja Germanien keine Stein- sondern eine Holzkultur hatte. Dagegen haben Ausgrabungen und andere Forschungen bewiesen, daß die nordische Rasse von dem germanischen Kerngebiet in weiten Wanderzügen ausstrahlte und überall (in Ägypten und China, in den Mittelmeerländern) Anstoß und Befruchtung zu den uns bekannten Kulturen wurde. Die Germanen bildeten eine dünne Führerschicht, die unterging oder sich langsam mit der geführten Rasse vermischte. Rassenkunde sei der Schlüssel zum Verständnis der Geschichte und somit auch nicht, wie von Ausländern heute hingestellt wird, erst durch die politische Not in Deutschland entstanden. Gobineau hat sich schon 1853 als Franzose auf Grund von Rassenerkenntnissen gegen die Scheinwerte von Gleichheit und Brüderlichkeit gewandt und — wie jetzt aus seinem Nachlaß bekannt wird — auch erkannt, daß alle die großen Kulturtaten, die von Frankreich ausgegangen sind, von nordischer Rasse kamen. Das Beispiel Roms, wo sich das Siegervolk durch rassische Vermischung mit den Besiegten und durch Zerstörung des Bauerntums als natürliche Lebensgrundlage selbst zerschlug, erhärtet die Notwendigkeit der nationalsozialistischen Forderung nach Reinhaltung des Volkes. Die Rasse als Grundlage allen geschichtlichen Geschehens sei nicht aus der Welt zu schaffen und Deutschland habe an der Erneuerung des Rassebewußtseins aller Völker mitzuwirken. Nach Darlegungen über Art, Ausbreitung und Wesen der nordischen Kultur kam der Vortragende zu der Feststellung, daß das Deutsche Volk ein wurzelechtes und kein überschichtetes Volk ist. Besonders eindrucksvoll war die Kennzeichnung nordischer Wesensart, der selbstzufriedene und statische Ruhe fremd ist und die sich ausdrückt im aufbauend Unruhigen, im Kämpferischen.

Der inhaltsreiche und fesselnde Vortrag, der mit reichem und herzlichem Beifall aufgenommen wurde, schloß mit der in Günthers „Ritter, Tod und Teufel" gegebenen Auslegung des „Faust" und der Darlegung der semitischen Züge in Mephisto und der nordischen in Faust; er klang in dem Bekenntnis aus, daß von dem Erkennen des Rassegedankens Tod oder Leben des Abendlandes abhänge. — Auf Veranlassung von Frau E. Kröngel sprach Dr. Kadner am folgenden Tage in ähnlicher Weise vor 250 HJ.-Führern.

**Ortsgruppen und Arbeitskreise** (Zweite Ergänzung zur Liste 1935, S. 31):
Frankfurt a. Main: Friedrich Schrader, Rotlintstr. 21.

**Vorträge zur Pfingsttagung 1935.** Es sind folgende Vorträge für die diesjährige Hauptversammlung (11. bis 14. 6. in Detmold) angesetzt:
Prof. Dr. Reinerth, Berlin: Pfahlbauten und kultische Höhlen in Süddeutschland. Mit Lichtbildern.
Prof. Dr. H. Wirth, Die Irminsul auf den Externsteinen.
Dr. Otto Huth, Bonn: Die kultischen Roßrennen der Germanen.
Wilhelm Teudt, Detmold: Heidenmauer und Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim.

**Berichtigung.** In dem Inhaltsverzeichnis für 1934 muß es auf S. VI, Die Fundgrube heißen: Oehler, Raimund (nicht: Oehler, H.).

## Nachruf

Am 13. Hornung verschied zu Detmold das langjährige Mitglied des Arbeitsausschusses unserer Vereinigung, der Vorsitzende der Ortsgruppe Detmold,

**Herr Oberst a. D. Arwed v. Bescherer.**

Er war uns ein treuer Freund und Mitarbeiter, der mit selbstloser Hingebung und in aufopfernder Tätigkeit die unserem Volke dienenden Bestrebungen rastlos gefördert hat.

Wir werden ihm in Dankbarkeit stets ein treues Gedenken bewahren!

Platz. Teudt.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil G. W. Diehl, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig, Salomonstr. 7. Printed in Germany. D. A. IV. Vj. 1934 3200.



22/3 1935

Germanien
Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens
1935 April / Ostermond Heft 4

# Von Wodan und St. Michael zu Dagobert, dem Schutzgeist des Pfälzer Bauerntums

Von Albert Becker, Heidelberg

Nicht nur im Elsaß, sondern auch in vielen Orten der Pfalz und in Rheinhessen, ja sogar in der Saar- und Moselgegend bis nach Trier hinab, lebt im Munde des Volkes als ein Held, den jedermann kennt und von dem, wenn man näher nachfragt, doch niemand so recht etwas weiß, der König Dagobert. Wo auf einsamer Bergeshöhe unter wildem Gestrüpp die spärlichen Ruinen eines längst verfallenen Baues hervorlugen, dessen einstige Erbauer und Bewohner das gegenwärtige Geschlecht nicht mehr kennt, da ist es sicherlich der große Dagobert, der von hier aus einst mit gewaltiger Hand über die Lande herrschte. Wo in einem stillen, friedlichen Tale, weitab von der großen Heerstraße, ein Kirchlein sich erhebt, das wohl selbst manche Stürme überdauert hat, von dessen Gründer aber der Name längst im Strome der Zeiten untergegangen ist, da ehrt die fromme Sage gewiß den alten, guten Dagobert als den ersten Wohltäter des Dörfchens. Wo nur irgendein „Altertum", wie man sich im Elsaß kurz ausdrückt, vorhanden ist, über dessen Ursprung und einstige Bestimmung die Landesgeschichte selbst den Kundigsten in Ungewißheit läßt, da weiß der Volksmund sich leicht zu helfen. „Das stammt aus König Dagoberts Zeiten!" heißt es, und damit glaubt man denn meistens jeder weiteren Frage überhoben zu sein. So tritt uns überall, in Chroniken nicht minder wie in der lebendigen Volkssage, der König Dagobert entgegen: überall ist er der gewaltige Held und der segenspendende Wohltäter zugleich, und ihm wird zugeschrieben und nach ihm wird benannt, was sich in den Gegenden des Oberrheins, besonders aber im unteren Wasgau von gewaltigen Taten und heilsamem Wirken in dem Gedächtnisse des Volkes erhalten hat. Wie hier vom Elsaß und der Pfalz bis zur Mosel die Rede ist, wie hier überall Dagobert der Held der Sage ist, wie er hier Burgen (Marleuheim-Kirchheim, Ifenburg, Straßburg-Königshofen, Landeck), Kirchen und Klöster (Straßburger Münster und St. Thomas, Ebersmünster, Surburg bei Hagenau, Haslach, Weißenburg, Speyer Dom und St. German, Worms-Neuhausen, Tholey, Trier St. Peter und St. Maximin und manche andere) erbaut und gegründet haben soll, so soll Dagobert auch der Wohltäter